PREDIGTHILFE & MATERIALIEN FÜR DIE GEMEINDE

27. JANUAR 2014

GEDENKTAG FÜR DIE OPFER DES NATIONALSOZIALISMUS

Wie sind meiner Feinde so viel?

Psalm 3,2

Aktion Sühnezeichen Friedensdienste

Inhalt

2 **Prälat Martin Dutzmann:** Geleitwort

4 **Dagmar Pruin:** Editorial

I Anstöße aus der biblischen Tradition

8 **Lorenz Wilkens:** Das Paradox des christlichen Antijudaismus – Zu Act. 10-11,18

14 **Micha Brumlik:** Gedanken zu Psalm 3 – Eine Seelenlandschaft

19 **Helmut Ruppel:** »Jetzt begreife ich, dass Gott nicht parteilich ist« (Apg. 10,33) Liturgie für einen Gottesdienst am 3. Sonntag nach Epiphanias unter Berücksichtigung des Gedenktages für die Opfer des Nationalsozialismus am 27. Januar

25 **AG Theologie / Aktion Sühnezeichen Friedensdienste:** How long is now. Andacht zum Gespräch zwischen den Generationen

29 **Beate Barwich:** »Gott nahe zu sein, ist mein Glück« (Ps 73,28) – Gedanken zur Jahreslosung 2014

II Anstöße zum Gedenktag 27. Januar 2014

32 **Irina Scherbakowa:** Niemand ist vergessen? Die schwierige Erinnerung an die Leningrader Blockade

36 **Peter Fischer:** Gedanken zu Leningrad / St. Petersburg

39 **Helmut Domke im Gespräch mit Galina Ossinskaja und Wladimir Ossinskij, St. Petersburg:** Erinnerungen an die Blockade Leningrads (1941 – 1944)

49 **Jui Woronow:** Ich kann das niemals vergessen

50 **Ingrid Schmidt:** »Ich will nicht malen, ich will schlafen …« – Kinderzeichnungen aus Leningrad in Zeiten der Blockade

54 **Helmut Ruppel und Ingrid Schmidt:** Erweiterung und Vertiefung »Blockade Leningrad« (Lena Muchina, Lenas Tagebuch. Leningrad 1941 – 1942 / Ella Fonjakova, Das Brot jener Jahre. Ein Kind erlebt die Leningrader Blockade / Anna Reid, Blokada – Die Belagerung von Leningrad 1941 – 1944 / Osteuropa – Themenheft: Die Leningrader Blockade. Der Krieg, die Stadt und der Tod / Blockade Leningrads 1941 – 1944. Dossiers. Ausstellungskatalog Deutsch-Russisches Museum Berlin-Karlshorst, 2004 / William T. Vollmann, Europa Central / Gedenken an die Opfer des Nationalsozialisums – Eine Veranstaltungsreihe in Göttingen und der KZ-Gedenkstätte Moringen)

III Materialien für die Gemeinde

60 **Helmut Ruppel:** Huub Oosterhuis – Gottesdienstbuch / Was tun die Engel am Weihnachtsmorgen? Biblische Beobachtungen für Ausgeschlafene / Der Gott der Lebenden – Die Einzigartigkeit der biblischen Gotteserfahrung / Schild Abraham – Schrecken Isaaks: Leipziger Universitätspredigten / Stolpersteine in Berlin – 12 Kiezspaziergänge / »Die Deutschen kommen!« – ASF-Predigthilfe Ökumenische Friedensdekade 2011

IV ASF-Freiwillige berichten

64 Elisabeth Blumenschein: Kindern ein würdiges Leben ermöglichen
66 Maximilian Hausmann: »Weiter!«, sagte sie tapfer nach jedem Dokument
69 Julia Friedrich: So viel mehr als Kälte und Wodka

75 Kollektenbitte für Aktion Sühnezeichen Friedensdienste
76 Autor_innen, Bild- und Fotonachweise
77 Impressum

Diese und frühere Ausgaben der Predigthilfe finden Sie zusammen mit weiteren Materialien für Kirchgemeinden und Pfarrer_innen auch auf unserer Internetseite unter www.asf-ev.de. Über unser Infobüro können Sie auch weitere Printausgaben bestellen: infobuero[at]asf-ev.de bzw. (030) 283 95 – 184.

Geleitwort

Prälat Martin Dutzmann

Gedenke, Gott, an die Opfer,
deren Leben ausgelöscht ist
und die die Sonne nie wieder sehen.

Gedenke, Gott, an die Täter,
deren Bosheit den Himmel verdunkelt
und die im Feuer des Gerichts verbrennt.

Gedenke, Gott, an uns,
wenn wir die Zeichen der Zeit verschlafen
und die Liebe verraten heute und morgen.

In ihrem Gebet anlässlich des Jahresgedenkens der Novemberpogrome von 1938 nimmt die Theologin Sigrid Glockzin-Bever Opfer, Täter und uns in den Blick. Diesen dreifachen Blick finde ich in seiner Differenziertheit auch angemessen für die Beschäftigung mit der deutschen Blockade von St. Petersburg, dem damaligen Leningrad. Von Gedenken wage ich hier kaum zu sprechen, denn leider ist das furchtbare Ausmaß der Blockade den Menschen in unserem Land viel zu wenig bekannt.

Gedenke, Gott, an die Opfer: Rund eine Million Menschen verhungerte und erfror, wurde getötet und sah Sonne nie wieder. Zweieinhalb Jahre lang wurde die Stadt von Soldaten der Wehrmacht belagert, bis die Rote Armee am 27.Januar 1944 Leningrad befreite. Das Hinterland, aus dem die Einwohner mit Lebensmitteln versorgt werden mussten, war in dieser Zeit nur über den Ladogasee zu erreichen. Doch die Schiffe konnten nicht genug Lebensmittel für die etwa 3 Millionen Menschen über den See bringen. Mangel, Not und Verzweiflung beherrschten das Leben der Menschen. Der Winter 1941/42 war ein besonders harter Winter und brach schon im November über die Stadt herein. Die Temperaturen sanken bis auf minus 40 Grad und Brennmaterial war ebenfalls knapp. Über den zugefrorenen See brachten Lastkraftwagen Lebensmittel in die Stadt, doch bei weitem nicht genug. Bilder aus der Zeit zeigen, wie Menschen mit einfachsten Mitteln ihre verstorbenen Angehörigen zu Massengräbern bringen. Zahllose Tote blieben einfach in den Straßen liegen, in denen sie erschöpft zusammengebrochen waren. Nicht einmal die ohnehin viel zu knapp bemessen Lebensmittelrationen konnten den hungrigen Menschen ausgehändigt werden. In ihrer Not sollen sie sogar Kleister und Leim gegessen haben, was bei einigen zum Tode führte. Haustiere, Ungeziefer

und Vögel wurden gegessen. Es kam sogar zu einzelnen Fällen von Kannibalismus, über die man in der Stadt selbst zutiefst erschrocken war, wie der überlieferte Ausruf einer Hausfrau zeigt: »Unsere Führer haben das Volk dahin gebracht, dass die Menschen die eigenen Kinder töten und verspeisen. Wir Dummköpfe sitzen da und schweigen.«

In all dieser Not und diesem Elend gelang es Menschen am Vertrauen in das Leben festzuhalten. Viele versuchten so viel Normalität wie möglich aufrecht zu erhalten. Dimitrij Schostakowitsch komponierte sogar seine 7. Sinfonie in C-Dur, die im Sommer 1942 vor den ausgemergelten Bürgern der Stadt uraufgeführt wurde. Als er später auf die Komposition angesprochen wurde, sagte er: »Ich empfinde unstillbaren Schmerz um alle, die Hitler umgebracht hat.«

Gedenke, Gott, an die Täter: Hitler war der festen Überzeugung, dass es ihm möglich sei, Leningrad einzunehmen. Aber Hitler und die Wehrmachtsführung wollten Leningrad nicht erobern, sondern vernichten. Die Bewohner der sowjetischen Großstädte wurden als Nahrungskonkurrenten der vorrückenden Wehrmachts-Truppen gesehen. Es kam also zu einer »ernährungspolitisch motivierten Entscheidung zum Völkermord« (Jörg Ganzenmüller). Dies entsprach zudem der Germanisierungspolitik der Nationalsozialisten, die vorsah, Teile der Sowjetunion mit Deutschen zu besiedeln. Den Himmel verdunkelnde Bosheit kann man Hitlers Worten vom September 1941 entnehmen: »Ein Interesse an der Erhaltung auch nur eines Teiles dieser großstädtischen Bevölkerung besteht in diesem Existenzkrieg unsererseits nicht.« Und Hitler stand mit dieser Auffassung nicht allein da, die Wehrmachtsspitze war in dieser Frage auf seiner Seite. Strittig ist noch immer, ob der sogenannte Hungerplan als Teil der aktiven Kriegsführung zu bewerten ist oder als Maßnahme zur Versorgung der Wehrmacht, die das Verhungern der sowjetischen Bevölkerung bewusst in Kauf nahm. Ganz gleich wie die Bewertung ausfällt. Ein Gedenken an die Täter solch grausamer Taten kann nur ein Gedenken sein, das auch um Gottes Gericht weiß – ein Gericht, in dessen Feuer die Bosheit der Täter verbrennt.

Gedenke, Gott, an uns, an die, die heute leben: Es ist unsere Aufgabe uns selbst und andere an die Gräueltaten der Vergangenheit zu erinnern. Wir tun dies für die Opfer und auch für die Täter. Wir tun es aber auch für uns, damit wir sensibel bleiben und die Zeichen der Zeit nicht verschlafen. Menschenrechte werden noch immer mit Füßen getreten. Und wir verraten die Liebe, wenn wir nicht einschreiten – wenn wir das Leid versuchen von uns fernzuhalten.

Editorial

Liebe Leserinnen und Leser,

heute halten Sie unsere Predigthilfe zum 27. Januar in den Händen. Auf dem Titel Kinderzeichnungen aus der Zeit der Leningrader Blockade, die am 8. September 1941 begann und am 27. Januar 1944 durchbrochen wurde. Ein Jahr später, am 27. Januar 1945, wurde das Konzentrationslager Auschwitz-Birkenau durch sowjetische Truppen befreit.

Die Worte »durchbrochen« und »befreit« – sie haben so einen positiven und auf die Zukunft gerichteten Klang. Und doch lauert in dem, was hinter ihnen liegt, das unfassliche Grauen. Mehr als eine Million Menschen – Männer, Frauen und Kinder – verhungerten und erfroren in Leningrad und mehr als eine Million, vor allem jüdische, Menschen – Männer, Frauen und Kinder – wurden in Auschwitz-Birkenau ermordet. Nachzulesen, was diese Menschen ertragen mussten, überschreitet zuweilen die Grenzen des Fassbaren.

Von den langen Wochen und Monaten in Leningrad habe ich im westdeutschen Schulunterricht der achtziger Jahre nie etwas gehört und die Formulierung einer *»Leerstelle des Gedenkens«*, die sich im Liturgievorschlag von Helmut Ruppel findet, fasst pointiert zusammen, dass die Erinnerung an dieses Kriegsverbrechen nur sehr punktuell in das kulturelle Gedächtnis in Deutschland aufgenommen worden ist.

Wir möchten auf den folgenden Seiten Anregungen geben, diese *»Leerstelle«* zu füllen. Irina Scherbakowa und Peter Fischer schildern das schwierige Erinnern an die Ereignisse auch aus ihrer Perspektive. Die Interviews mit Galina Ossinskaja und Wladimir Ossinskij führen uns in die Zeit vor siebzig Jahren und die Geschichten ihrer Familien zurück und Ingrid Schmidt stellt die Zeichensprache der Kinderzeichnungen vor, die sich an mehreren Stellen auch innerhalb der Predigthilfen finden.

Im ersten Teil der Predigthilfe stellen wir Anregungen zu Predigttexten des 3. Sonntags nach Epiphanias vor. Die Auslegung der Apostelgeschichte (Act. 10-11,18) umfasst auch den Predigttext der Perikopenordnung in der 6. Reihe (Act.10,21-35). Lorenz Wilkens erinnert in seiner Auslegung an das »Paradox des christlichen Antijudaimus«. Den 3. Psalm haben wir mit Blick auf das alternative Perikopenmodell der KLAK (Konferenz landeskirchlicher Arbeitskreise Christen und Juden) ausgewählt, Micha Brumlik führt uns in die »Seelenlandschaft« eines Textes aus der Eisenzeit ein. Die AG Theologie stellt eine Andacht zum intergenerationellen Gespräch in Auseinandersetzung mit Thesen Walter Benjamins vor und Beate Barwich teilt mit uns Gedanken zur Jahreslosung 2014.

Unsere Freiwilligenberichte erzählen von Einsätzen in Moskau und St. Petersburg und bringen so ihre Perspektive heutiger Erfahrungen ein. Wie alle Texte unserer Predigthilfe möchten sie miteinander und mit Euch und Ihnen in ein Gespräch treten und so neue Deutungszusammenhänge und Horizonte schaffen, um das Gedenken lebendig zu erhalten. Wir werden die Vergangenheit nicht heilen und das Grauen nicht ungeschehen machen können. Aber wir können das Unsrige tun, damit es nicht bei den *»Leerstellen«* bleibt – weder in Leningrad, noch in Ausschwitz.

Wir danken allen Autorinnen und Autoren für ihre Mitwirkung bei der Gestaltung dieser Predigthilfe. Ein besonderer Dank gilt Ingrid Schmidt und Helmut Ruppel. Sie trugen nicht nur wie bei jeder Ausgabe der Predigthilfen die Hauptlast der anfallenden Arbeiten, sondern haben auch nachdrücklich dafür plädiert, dass wir das Thema der Blockade in das Zentrum unserer Predigthilfe stellen. Und sie stellen uns in gewohnter Weise Materialien für die Weiterarbeit in den Gemeinden vor. Weiterhin danken wir auch Anna-Maria Roch, Friederike Schmidt und Christian Staffa.

Sie finden in dieser Predigthilfe auch die Einladung zu einem Sommerlager, welches wir im kommenden Juli in Leningrad durchführen werden. Dafür und für unsere anderen Sommerlager und Freiwilligendienste bitten wir wie stets um Ihre Kollekten – und bedanken uns für alle materielle und ideelle Unterstützung.

Mit allen guten Wünschen

Ihre und Eure
Dagmar Pruin

EKD-Ratsvorsitzender spendet Preisgeld

Die Taten und die Botschaft des Rabbiners Leo Baeck sollen bis heute Ansporn sein zu intensiver gemeinsamer Arbeit von Juden und Christen, erklärte Dr. h. c. Nikolaus Schneider in seiner Dankesrede. Am 21.11.2013 erhielt der Ratsvorsitzende der Evangelischen Kirche in Deutschland den mit 10.000 Euro dotierten Leo-Baeck-Preis. Das Preisgeld spendet Nikolaus Schneider für die Arbeit unseres Vereins. »Es geht um nicht weniger als um unsere gemeinsame Verantwortung für die Gesellschaft und die Welt, in der wir leben«, so Schneider. »Ich unterstütze die so wichtige Arbeit von Aktion Sühnezeichen Friedensdienste, weil sie Freiwillige zum zivilgesellschaftlichen Handeln ermutigt und ihnen Erfahrungen vermittelt, die sie für die heutigen Folgen des Nationalsozialismus sensibilisiert.«

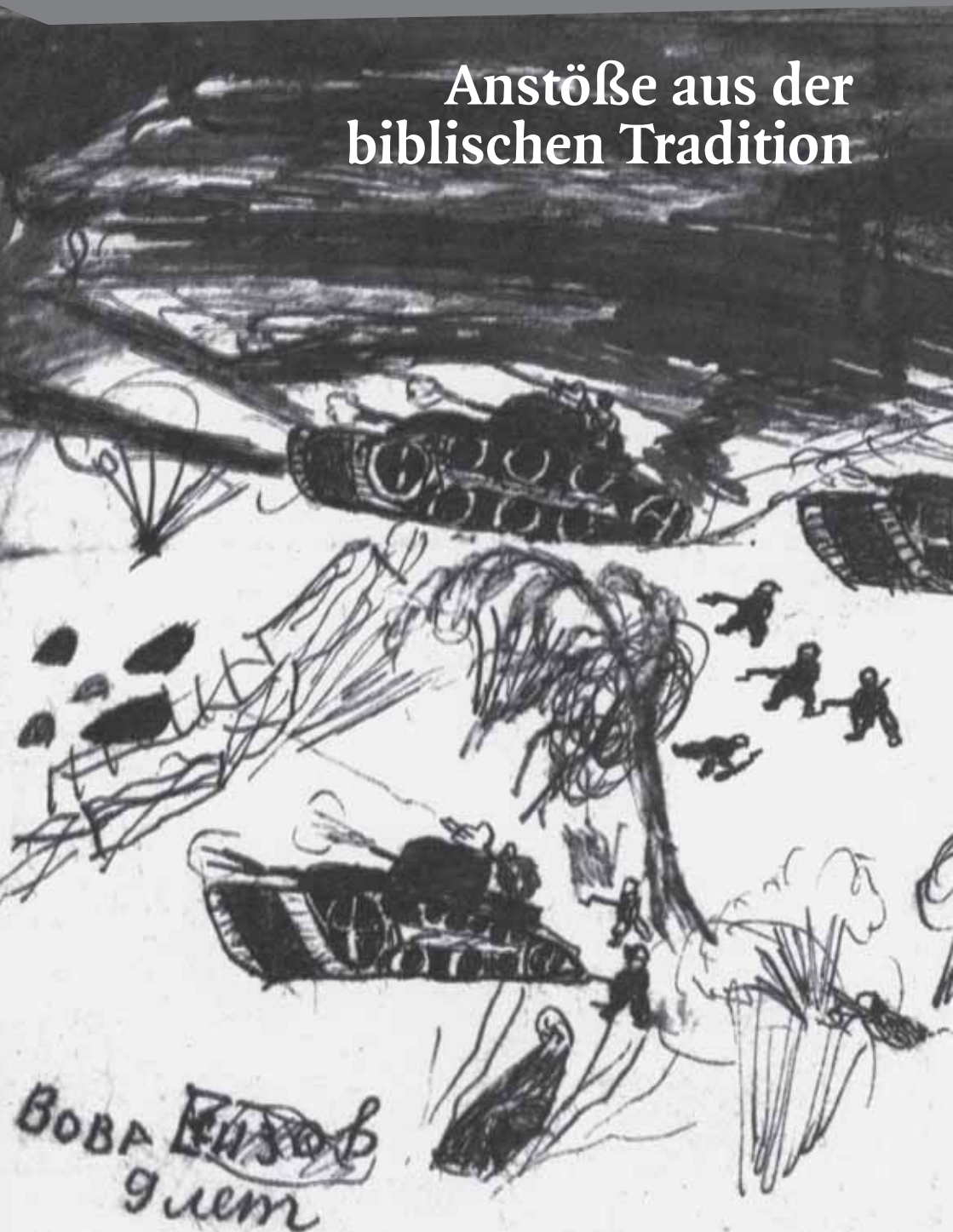
Seit 1957 verleiht der Zentralrat der Juden in Deutschland den Leo-Baeck-Preis. Er ehrt damit Menschen, die sich zum einen in herausragender Weise für die jüdische Gemeinschaft eingesetzt haben und denen es zum anderen gelungen ist, aus den dunklen Kapiteln deutscher Geschichte Lehren für die Zukunft zu ziehen.

Die Vorsitzende von Aktion Sühnezeichen Friedensdienste, Dr. Elisabeth Raiser: »Wir sind außerordentlich dankbar für die wertvolle Spende und die Anerkennung durch den Ratsvorsitzenden der EKD. Das Preisgeld soll für die Förderung von zwei Freiwilligenstellen eingesetzt werden. In den Leo-Baeck-Instituten in Jerusalem und London helfen die Freiwilligen von Aktion Sühnezeichen Friedensdienste für ein Jahr bei der Erforschung, Dokumentation und Archivierung der Geschichte des Judentums. Wir freuen uns sehr, dass mit dieser Spende das Engagement der Freiwilligen in den beiden Leo-Baeck-Instituten weiter abgesichert werden kann.«

↓ Wowa Sissow, 9 Jahre

KAPITEL I

Anstöße aus der biblischen Tradition



Das Paradox des christlichen Antijudaismus

Zu Act 10 – 11, 18

Lorenz Wilkens

Einem römischen Offizier namens Cornelius, in Caesarea (nördlich von Samaria, am Mittelmeer) stationiert, »fromm und gottesfürchtig«, widerfährt eine Vision: Ihm erscheint ein Engel und gibt ihm auf, nach Petrus zu schicken, der sich eben in Joppe (wo heute Tel Aviv liegt, also ebenfalls am Meer) aufhält, und ihn um seinen Besuch zu bitten. Am nächsten Tag – die Gesandten des Cornelius sind unterwegs – steigt Petrus zum Mittagsgebet auf das Dach des Hauses, in dem er zu Gast ist. Ihn hungert; dann gerät er in Ekstase. Er sieht den Himmel offen. Von dort kommt ein Gefäß herab, gleich einem großen Leinentuch. Darauf befinden sich allerlei Tiere, Vierfüßer und Kriechtiere, sowie Vögel. Und eine Stimme spricht zu Petrus: »Steh auf, schlachte und iß!« Er aber widerspricht, er wolle nichts Gemeines und Unreines essen. Es folgt die Antwort: »Mache nicht gemein, was Gott gereinigt hat!« So geschieht es dreimal; dann entschwebt das Tuch gen Himmel. Dann kommen die Boten des Cornelius. Er geht mit ihnen nach Caesarea. Es kommt zur Begegnung mit dem Hauptmann. Dabei hält Petrus eine Ansprache – Modell urkirchlicher Mission ähnlich seiner Pfingstrede (Act 2, 14 – 36). Die Ansprache beginnt mit den Worten: »Ich begreife wahrhaftig, daß Gott die Person nicht ansieht[1]; sondern wer ihn fürchtet und gerecht handelt, wird, welchem Volk er auch angehöre, von ihm angenommen. Das ist das Wort, das er den Israeliten gesandt hat, als er ihnen die gute Botschaft des Friedens sandte[2] durch Jesus Christus, der aller Menschen Herr ist.« Während der Rede des Petrus »kam der heilige Geist auf alle herab, die sie hörten« (V. 44). Der Apostel ordnet daraufhin die Taufe des Cornelius und der Seinen an. In Kapitel 11, 2 heißt es: »Als nun Petrus nach Jerusalem hinaufkam, machten ihm die Beschnittenen Vorhaltungen: Bei Unbeschnittenen bist du eingekehrt und hast mit ihnen gegessen?!« Am Ende aber gelingt es ihm, sie mit einem vollständigen Bericht des Geschehenen zur Ruhe zu bringen und zur Einwilligung und zum Gotteslob zu bestimmen.

Die Geschichte stellt dar, wie der Konflikt, der die Urkirche viele Jahre in Bann hielt, durch die Vision des Petrus beschieden wurde. Es fragte sich dabei, wie man mit jenen »Heiden«[3], die man für die Sache Jesu gewinnen sollte, zu verfahren habe: Mußten sie, bevor sie getauft wurden, falls männlich, beschnitten werden, und mußten sie – Frauen wie Männer - alle Regeln der Thorah auf sich nehmen? Dafür stand, als Exponent der Gemeinde in Jerusalem, Petrus – bis zu seiner Vision. Die entgegengesetzte Auffassung vertrat Paulus, der folglich der »Heiden-Apostel« genannt wurde. Man vergleiche den Bericht von

seinem Konflikt mit Petrus im 2. Kapitel des Galaterbriefes. Er spricht von einer Versammlung der Apostel in Jerusalem. Dort sei entschieden worden, Paulus solle zu den Heiden, die »Säulen« der Gemeinde Jerusalems aber, Jacobus, Petrus und Johannes, sollten zu den Juden gehen. (Gal 2, 9). Im übrigen hätten sie dem Paulus nichts auferlegt (ibd. V. 6). Sie hätten seinem Plädoyer für die Freiheit vom »Gesetz« durch Christus nicht widersprochen.

Act 15 trägt nun eine andere Version der Konfliktlösung vor. Dort heißt es nämlich: »Wir, die Apostel und Ältesten <...> haben beschlossen, euch (sc. den »Brüdern und Schwestern in Antiochia, in Syrien und Kilikien, die zu den Heiden gehören« – so nach V. 23) keine weitere Last aufzubürden, außer dem, was unerläßlich ist, nämlich: euch fernzuhalten von Opferfleisch, Blut, Ersticktem und Unzucht; wenn ihr diese Grenze wahrt, handelt ihr richtig.« (V. 23 und V. 28f.)

In Act 10 – 11 aber begegnet eine dritte Version der Konfliktlösung: Demnach tritt Petrus – wie nach Gal 2 – ganz auf die Seite des Paulus über; allein es geschieht nicht in einem Gespräch mit ihm, etwa während des Apostelkonzils in Jerusalem, sondern früher schon, in Joppe – durch die Vision, wie sie mit dem Ersuchen des Cornelius zusammenwirkt.

Die drei Versionen legen die Annahme nahe, daß die Lösung des Konflikts eine gewisse Unsicherheit hinterließ, deren Spur in den neutestamentlichen Kanon aufgenommen worden wäre. Vielleicht hat die Urkirche die Sache, um die es sich bei dem Konflikt handelte, nicht bis auf den Grund durchdacht.

Über die Bedeutung der Vision des Petrus – mithin über die ganze Geschichte – entscheidet der himmlische Satz: »Mache nicht gemein, was Gott gereinigt hat!« (V. 15) Wann und wodurch aber hätte der Herr die unreinen Tiere und Vögel, die Petrus auf dem Tuch vorfand, gereinigt?

Hier hilft Philologie: Das als »Leinentuch« übersetzte griechische Wort lautet *othóne*. Diese weibliche Form ist *hápax legómenon:* sie begegnet in der gesamten Heiligen Schrift nur einmal – eben in unserer Geschichte. Indessen kommt das Wort auch in einer neutralen Form vor: *othónion*. Es findet sich an einer Stelle des Lukas-Evangeliums – cap. 24, 12 (nach der Auferstehung Jesu): »Petrus aber stand auf und eilte zum Grab (sc. dem Grab Jesu), und als er sich hineinbückt, sieht er nur die Leinentücher; und er ging nach Hause, voller Verwunderung über das, was geschehen war.«[4] In bezug auf Act 10 ist mithin zu denken: Wenn Petrus zum Himmel hinaufsieht und dort das Leinentuch mit den allerlei Tieren und Vögeln erblickt, so wird er unwillkürlich an Tod und Auferstehung Jesu erinnert. Denn dies Leinentuch – er hat es schon einmal gesehen: im Grabe Jesu! Die Erinnerung muß ihn über die Frage ins Bild setzen, was die himmlische Stimme meint, wenn sie sagt, Gott habe die Tiere und Vögel »gereinigt«.

Die Antwort kann nur lauten: Er habe sie durch den Tod und die Auferstehung Jesu gereinigt. Damals, in dessen Grab, wurde Petrus durch den Anblick des leeren Leichentuchs erschüttert. Es bedeutete die Abwesenheit des Leichnams Jesu. Sie rief in Petrus Angst hervor. Es war ja nicht möglich. Durch welches Ereignis war der Leichnam entfernt worden? Stand es so, wie die Frauen berichteten, die vor ihm das Grab aufgesucht hatten: War Jesus auferweckt worden? Oder hatte jemand seinen Leichnam aus dem Grabe gestohlen? Petrus fürchtete, daß die Gesetze, die die Welt zusammenhielten, sich auflösten. Ob dies der Anfang der apokalyptischen Katastrophe, der Wendung der Zeit war, mit der das Reich Gottes beginnen würde? Dieser Gedanke bezeichnet, daß in der Erregung des Petrus Angst und Hoffnung einander mischten. Allein was sollte, was konnte man tun? Man konnte nur auf weitere Zeichen warten. Sie traten ein – Emmaus, die letzte Erscheinung Jesu vor den Elfen und seine Auffahrt zum Himmel.

Und nun kommt von dem Himmel, zu dem Jesus aufgefahren ist, das Leinentuch herab. Die apokalyptische Verwirrung kehrt zurück. Ist denn damals das Leichentuch mit Jesus gen Himmel gefahren? Aber nein, dann hätte ich's ja nicht im Grabe liegen gesehen. Und doch – da ist es, es kommt vom Himmel zurück. Ist es ein Zeichen, daß die Wiederkunft Jesu bevorsteht, wie zwei Engel sie den Jüngern nach seiner Auffahrt vorhergesagt haben (Act 1, 10f.)? Wäre Jesus selbst in dem Tuch? Aber nein, es sind nur Tiere, allerlei Tiere. Sie sind an die Stelle Jesu getreten, des toten und auferweckten. Was hat d a s zu bedeuten? Wären sie denn mit ihm gestorben und auferweckt worden? Nein, die Stimme hat gesagt: Gott hat sie gereinigt. So hätte er sie durch den Tod und die Auferweckung Jesu gereinigt?

Dieser Schluß ist der einzige, der sich hier dem Petrus empfiehlt; er nimmt ihn als evident an. Ein Tod aber, der reinigt – das ist ein Opfertod. Der Tod Jesu war ein Sühnopfer, ähnlich dem des Versöhnungstages, wie es in Lev 16 vorgeschrieben wird. Dort spricht der Herr zu Mose: »Nur so darf Aaron in das Heiligtum gehen: mit einem jungen Stier als Sündopfer und einem Widder als Brandopfer. Er soll einen heiligen Leibrock aus Leinen anziehen, und Kleider aus Leinen sollen seine Scham bedecken, und er soll sich mit einer Schärpe aus Leinen gürten und einen Kopfbund aus Leinen umbinden. Es sind heilige Gewänder. ... Und von der Gemeinde der Israeliten soll er zwei Ziegenböcke als Sündopfer nehmen und einen Widder als Brandopfer. Und Aaron soll den Jungstier darbringen, der als Sündopfer für ihn bestimmt ist, und für sich und sein Haus Sühne erwirken. Und er soll die beiden Böcke nehmen und sie vor den Herrn stellen, an den Eingang des Zelts der Begegnung. Und Aaron soll über die beiden Böcke Lose werfen, ein Los für den Herrn und ein Los für

Asasel[5]. Und Aaron soll den Bock, auf den das Los für den Herrn gefallen ist, darbringen, als Sündopfer soll er ihn darbringen. Der Bock aber, auf den das Los für Asasel gefallen ist, soll lebend vor den Herrn gestellt werden, damit man über ihm die Sühnehandlung vollziehe und ihn zu Asasel in die Wüste treibe. ... Und wenn er hineingeht, um im Heiligtum die Sühnehandlung zu vollziehen, darf kein Mensch im Zelt der Begegnung sein, bis er wieder herauskommt. So soll er Sühne erwirken für sich und sein Haus und für die ganze Versammlung Israels.« (Lev 16, 3 – 10; 17)

Demnach gleicht Jesus in der Vision des Petrus jenem Bock, über dem man »die Sühnehandlung vollzogen«, d. i.: auf den man die Sünde des Volkes sozusagen abgeleitet, und den man darnach in die Wüste, zu dem Dämon Asasel, getrieben hat. Als Jesus starb, hat er mithin den Opferstatus angenommen, den man im Kult reinen Tieren zuwies – Stieren, Ziegen, Widdern. Er ist im Akt des Opfers gewissermaßen in ihre Natur eingetreten. Dabei war er indessen in ein weißes Leinentuch eingehüllt – wie Aaron, der Priester. Jesus war, als er zur Sühne des Volkes geopfert wurde, Opfertier und Priester zugleich.[6]

Mithin war das Leinentuch, das zu der Vision des Petrus gehörte, ein Hinweis auf Jesus als den Priester. Die Tiere aber, die das Tuch hielt, waren dadurch gereinigt worden, daß Jesus im Opfer in ihre Natur eingetreten war. Im Opfer überschritt er die Grenze der menschlichen Natur und trat in die der Tiere ein. Auf diese Weise übertrug sich seine priesterliche Reinheit. Es war umgekehrt wie beim Sündopfer: Dort wurden die Sünden der Menschen auf einen Bock übertragen. Hier aber übertrug sich die menschliche – priesterliche – Reinheit Jesu auf die Tiere, auch die an sich unreinen; sie wurden gereinigt.

Schluß

So weit die innere Logik der Vision des Petrus. Sie bringt uns zu dem seltsamsten Detail dieser seltsamen Geschichte: Das Leinentuch, das Petrus in dem leeren Grab Jesu gesehen hatte und das ihm am Himmel aufs neue erschien, heißt im griechischen Text nicht, wie man nach Lev 16 erwarten könnte, *línon*; sondern es begegnet, wie oben festgestellt, zum einzigen Mal in der Bibel das Wort *othóne*[7]. Es verweist aber nicht nur – wie vorhin gesehen – auf den lukanischen (und johanneischen) Passionsbericht; sondern es begegnet auch an zwei Stellen der Septuaginta (der griechischen Übersetzung der hebräischen Bibel): Richter 14, 13 und Hos. 2, 7. 11 – dort freilich – wie in den erwähnten Passionsberichten – in der neutralen Form *othónion*. Besonders die Stelle aus Hosea scheint mir nun für unseren Zusammenhang von Belang zu sein: Hosea, 2, 6f. heißt es vom Volk Israel: »Auch mit seinen Kindern werde ich kein Erbarmen haben, denn sie sind Unzuchtskinder. Denn Unzucht

hat ihre Mutter getrieben: Schande (über sie) hat sie gebracht, die sie geboren hat. Sie hat nämlich gesagt: ›Ich will hinter meinen Liebhabern hergehen, die mir mein Brot, mein Wasser, meine Kleider, meine Leinenstoffe (*othónia*), mein Öl geben und alles, was sich für mich gehört.‹« Die Liebhaber Israels – das sind die fremden Götter. Doch darnach spricht der Herr selbst nach v. 10 – 13: »Und sie hat nicht gewusst, daß ich es war, der ihr Getreide, Wein und Öl gegeben hat. Auch habe ich für sie das Silber vermehrt – sie aber machte Silbernes und Goldenes für die Baal. Deshalb will ich zurückkehren und mein Getreide zurückholen zu seiner Zeit, meinen Wein zu seinem Zeitpunkt, will meine Kleider wegnehmen und meine Leinenstoffe (wiederum *othónia*), so daß sie (sc. die Mutter Israel) nicht mehr ihre Scham bedecken kann. Und nun will ich vor ihren Liebhabern ihre Unreinheit aufdecken ... Beseitigen will ich all ihre Vergnügungen, ihre Feste, ihre Neumondfeste, ihre Sabbate und all ihre feierlichen Zusammenkünfte. ... Ich will sie zum Zeugnis machen, und die Tiere des Feldes, die Vögel des Himmels und die Kriechtiere der Erde werden sie verzehren. An ihr will ich Rache nehmen für die Tage der Baalim &c.«

Da das Wort *othónion* ebenso wie im lukanischen Geschichtswerk auch in der Septuaginta nur an zwei Stellen begegnet, ist anzunehmen, daß es sich in den beiden Fällen Lc 24 und Act 10 um bewußte Bezugnahme handelt. Demnach war das *othónion*, in das eingehüllt Jesus begraben wurde und das dem Petrus, nachdem er es in dessen Grabe gesehen hatte, am Himmel von Joppe erneut schien, ein Tuch von derselben Art, wie sie – nach Hos. 2 – die »Mutter Israel« zur Belohnung für ihren Liebesdienst von den Baalim, den fremden Göttern, erhalten hatte. Es war Hurenlohn. Der Bezug auf Hosea deckt also die abgründige Zweideutigkeit der Art auf, in der die Christen seit den Zeiten der Urkirche vom Opfer, auch Selbst-Opfer Christi reden: Die priesterliche Würde, die Jesus dazu vermochte, die Sünden aller Welt zu sühnen und überdies alle Tiere zu reinigen, hat eine Kehrseite ungesühnter Schuld an sich: Das Leinentuch, in das sein Leichnam eingehüllt war und das dem Petrus zum Zeichen seiner Auferstehung wurde, gleicht jenem Leinenstoff, mit dem die fremden Götter der Mutter Israel ihre Liebesdienste belohnt hatten. Da die priesterlich-sühnende Funktion des Christus die – durch »Götzendienst« bedingte – Mitschuld des jüdischen Volkes an seinem Tod v o r a u s s e t z t, wird diese durch sein – universal sühnendes – Opfer nicht mitgesühnt, sondern mitrepräsentiert, mit-vergegenwärtigt, und mit ihr die Straf-Androhung des Buches Hosea. So erinnern die Tiere und Vögel, die Petrus auf dem vom Himmel kommenden Tuch erblickt, auch an die »Vögel des Himmels und die Kriechtiere der Erde[8]«, die nach Hos. 2, 12 »den Weinberg und die Feigenbäume[9]« des jüdischen Volkes »verzehren« werden.

Ich glaube ernstlich, daß dies Paradox die Wurzel des christlichen Antijudaismus ist. Der wurde in den rassistischen Antisemitismus transformiert. Sein unsägliches Ergebnis war die Shoah. Die Erinnerung an sie muß uns mithin mahnen, daß wir seine Tradition nicht fortsetzen dürfen. Das Paradox verdeckt die wirklichen Ursachen des Todes Jesu und sträubt sich gegen ihre Aufdeckung. Ein Paradox ist ein Denk-Unfall, eine traumatische Spur. Er verdeckt eine traumatische Erfahrung, im psychoanalytischen Sinne: Er »rationalisiert« sie. Doch der Bruch mit der Logik – die universale Sühne setzt die Schuld eines ganzen Volkes voraus – zeigt zugleich an, daß der rationale Anspruch der Verdeckung haltlos ist. Sie ruft nach der Aufklärung, die alsdann dogmatischer Zwang verhindert. Der bleibt im Bann der traumatischen Erfahrung und vererbt sie von Generation zu Generation. Doch worin bestehen ihre historischen Ursachen? Die Erörterung dieser Frage sprengt den Rahmen dieses Beitrages. Abschließend nur so viel: Die traumatische Erfahrung war der Tod Jesu – für seine Jünger. Sie war der Höhepunkt der Fremdheit, die Jesus von ihnen trennte und die durch die Faszination, die er auf sie ausübte, hatte verdeckt, aber nicht überbrückt werden können. Was ihnen immer unverständlich blieb, war die Art, wie er das Reich Gottes erwartete: Er empfand seine Ankunft, er nahm sie wahr als gänzlich gewaltlos – inmitten apokalyptischer Schrecknisse; mithin konnte sie nach seiner Auffassung auch nur gewaltlos vertreten werden. »Vom Feigenbaum aber lernt das Gleichnis: Sobald sein Zweig saftig geworden ist und Blätter treibt, wißt ihr, daß der Sommer nahe ist. So auch ihr: Wenn ihr dies alles (sc. die apokalyptischen Schrecknisse und Nöte) seht, dann wißt ihr, daß er nahe ist und vor der Tür steht. Amen, ich sage euch: Dieses Geschlecht wird nicht vergehen, bevor dies alles geschieht. Himmel und Erde werden vergehen, meine Worte aber werden nicht vergehen.« (Mt 24, 32 – 35 & par.)

---

1 Zitat von Dt 10, 17.
2 Worte aus dem Satz Jes 52, 7; auch auf Nahum 2,1 wird Bezug genommen.
3 griechisch éthne (Völker) – Übersetzung des hebräischen Wortes gojîm, unterschieden von âm, dem einen Volk Gottes.
4 Das Wort othónion begegnet im Neuen Testament außerdem noch zweimal – im Johannes-Evangelium; es handelt sich dort um denselben Zusammenhang: das Begräbnis (Joh 19, 40) und die Auferstehung Jesu (20, 5 – 7).
5 D. i. ein Wüstendämon. Der Name bedeutet »einen, der es entfernt, abgesondert treibt«. Cf. W. Gesenius, Hebräisch-aramäisches Handwörterbuch, a. v. ‘asasel.
6 Cf. Hebr 9 – die kultisch-enthusiastische Erklärung der Identität von Opfer und Priester in Christus.
7 Es ist im Griechischen ein Fremdwort, stammt aber auch nicht aus dem Hebräischen.
8 Im Judentum sprichwörtlich unreine Tiere, cf. Lev 11.
9 Der Feigenbaum ist im Judentum ein Symbol der Weisheit.

Gedanken zu Psalm 3: Eine Seelenlandschaft

Micha Brumlik

Die Schwierigkeit, sich einem Text aus der Eisenzeit zu nähern, beginnt schon bei der Wahl einer angemessenen Übersetzung. Ich wähle die von Martin Buber – ursprünglich gemeinsam mit Franz Rosenzweig in Angriff genommene Übersetzung aus dem Jahre 1925.[1] Beide waren davon überzeugt, daß Klang und Grammatik des Hebräischen eigene Bedeutungsträger sind und waren daher darum bemüht, die Schrift so zu verdeutschen, daß Klang und Struktur des Hebräischen nachvollziehbar werden. So also Bubers Verdeutschung:

Ein Harfenlied Dawids:
als er vor seinem Sohn Abschalom auf der Flucht war

DU,
wie viel sind meine Bedränger worden!
Viele stehen wider mich auf,
viele sprechen von meiner Seele:
»Keine Befreiung ist dem bei Gott.«
| Empor! |
DU aber bist ein Schild um mich her,
meine Ehre und was hochträgt mein Haupt.

Meine Stimme zu IHM – ich rufe,
er antwortet mir von seinem Heiligtumsberg.
| Empor! |
Ich, hinlegte ich mich und entschlief, –
ich erwachte, denn ER hat mich gehalten.
Vor Volks Mengen fürchte ich mich nicht,
die ansetzen wider mich rings.

Steh auf, Du,
befreie mich mein Gott!
schlugst ja alle meine Feinde aufs Kinn,
die Zähne der Frevler zerbrachst du.
Dein ist die Befreiung:
über dein Volk deinen Segen!
| Empor! |

Schon die Typographie weist auf Bubers Theologie der Urworte, die alle menschlichen Beziehungen stiften, hin: Gott wird hier als das ewige Du

gedeutet, auf ihn wird verwiesen als auf einen, der anzurufen ist: hier geht es – anders als in der auf Optisches ausgerichteten hellenischen Kultur um die Stimme, die rufende Stimme, die gehört wird und Antwort findet. Freilich ist diese Stimme, ist dieser Ruf, sind diese erhofften Antworten in eine Landschaft der Höhen und Tiefen eingebettet: in eine Landschaft, die einerseits groß genug ist, um in ihr fliehen zu können, eine Landschaft aber auch, die durch Höhenunterschiede gekennzeichnet ist. Buber hat sich entschieden, jenes Wort, das im Hebräischen »Sela« lautet, mit »Empor« zu übersetzen. Nach Auffassung eines Teils der alttestamentlichen, mit Liturgie befassten Wissenschaft ist dies ein später eingefügtes Tonzeichen – eingefügt aus der Überzeugung, daß die Psalmen ursprünglich auf von Harfen begleitete Gesänge der Priester im Tempel zu Jerusalem zurückgingen. Bubers Übersetzung »Empor« trägt der vielfachen Bedeutung des deutschen Wortes »Empor« Rechnung: So geht es nicht nur um das wörtliche Erklimmen von Stufen oder Bergen, sondern auch um ein »Empor« zu Gott. Das hebräische »Kadscho« aber übersetzt nicht nur Buber mit »Heiligtumsberg« – einer Anhöhe, von der aus Gott nach Auskunft des Psalmisten dem Bedrängten und Verfolgten antwortet. »Heilig« aber ist nicht das Tugendhafte und Gute, sondern das den Menschen unzugängliche, das Andere – womöglich jene Zone, jene Zonen, die in bestimmter Weise – tabu sind. Ist es möglich, sich zu diesen tabuierten Zonen der Welt, des Kosmos emporzubewegen? Anlaß, sich dem Heiligen zuzuwenden, ist eine Bedrängung und Gott, angerufen, antwortet aus seinem Heiligtum, aus jener Zone des Tabuisierten hinaus. Auffällig ist, daß die Bedränger keineswegs gottlos sind, sondern wähnen, genau Bescheid zu wissen: »Keine Befreiung ist dem bei Gott..« und tatsächlich steht an dieser Stelle der hebräische Ausdruck »Jeschuatah«, zu deutsch »Hilfe, Rettung, Heil, Glück, Sieg« und man kann gut verstehen, daß die des Hebräischen mächtigen Kirchenväter sich die Chance nicht entgehen liessen, diesen Begriff auf den Namen des Mannes aus Nazareth zu beziehen und also christologisch zu deuten. In der jüdisch-griechischen Übersetzung der Bibel, der Septuaginta, steht dort für »Jeschuatah« ganz folgerichtig »Soteria«.

Die Metaphorik von oben und unten erstreckt sich auch auf den sechsten Vers, der in Bubers Übersetzung so lautet:

Ich, hinlegte ich mich und entschlief, –
Ich erwachte, denn Er hat mich gehalten.

Und tatsächlich, auch im Hebräischen findet sich die Doppelung des Personalpronomens der ersten Person: »Ani schakhavti wjischanah« – das »Sich-selbst-Niederlegen« wird hier beinahe wie ein »Sich-selbst-Niederstrecken«

beschrieben, der Schlaf aber – offenbar eine nicht ungefährliche Region – wird glücklich überstanden, da Gott den Schläfer gehalten hat. Hier klingt das später auch in der griechischen Antike bekannte Motiv der Nähe von Schlaf und Tod an.

Am Ende aber weitet sich der Blick des Psalmisten und die offensichtlich später hinzugefügte Überschrift, die das Gebet mit dem Narrativ des auf besonders infame Weise verfolgten König David verbinden soll, endet mit dem Hinweis auf eine Beziehung besonderer Art – zwischen Gott und nicht etwa einem Menschen, sondern von Gott mit seinem Volk. Hier wird der Begriff »HaJeschuah« ein zweites Mal aufgerufen und der Segen Gottes über sein Volk – im Text ist von »Amecha«, »Deinem Volk« die Rede – beschworen.

Gemeinhin wird das frühe Judentum als eine »Bundesreligion« verstanden, als ein Bund zwischen Gott und Israel, der vor allem am Sinai entfaltet und in gewisser Weise auch besiegelt wird. Der Psalm aber setzt diesen Bund schon voraus, er ist insoweit historisch genau, als er den Bund zwischen Gott sowie den Vätern und Müttern seit Abraham ebenso voraussetzt wie den Bundesschluß vom Sinai; worin sich dieser Psalm freilich davon unterscheidet, ist der Umstand, daß hier eine aktuelle Bedrängnis beschworen wird, die über das, was in Ägypten geschah hinausgeht. Der Psalmist beobachtet eine Umwelt, die die mosaische Befreiung und den sinaitischen Bund zwar kennt, aber für nicht mehr gültig hält: »Viele sprechen von meiner Seele: »Keine Befreiung ist dem bei Gott.« Die so sprechen, wissen, von wem sie sprechen – Gott – hier unter dem Namen »Elohim« – scheint ihnen ebenso bekannt zu sein, wie jene Person, von deren Seele, deren Nefesch hier gehandelt wird.

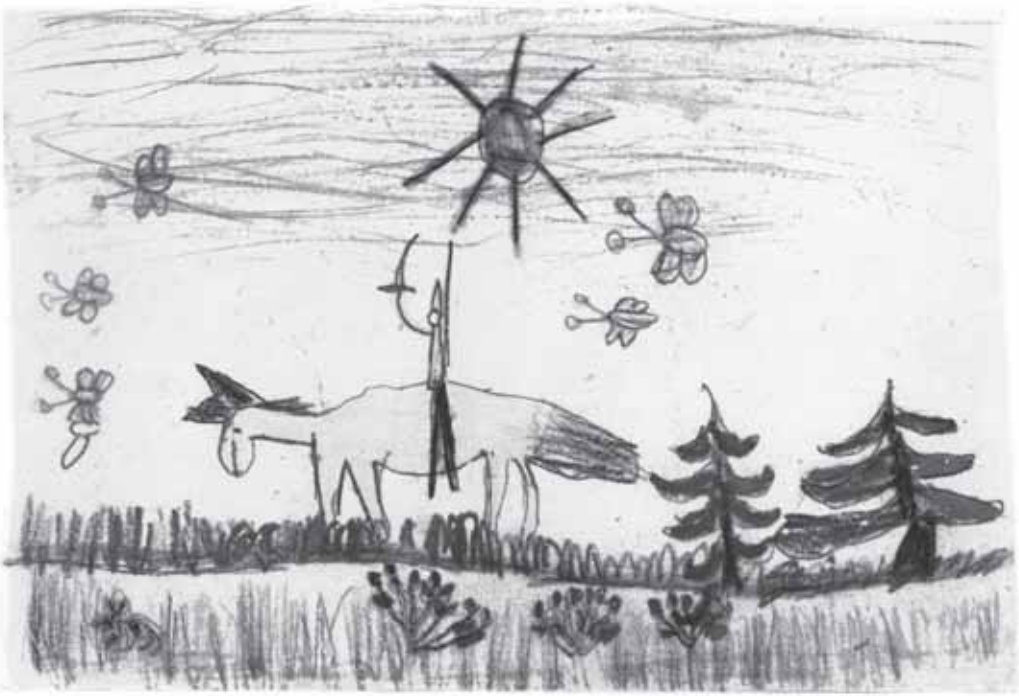
Jetzt auch werden die Eingangszeilen deutlich: in diesem Psalm geht es nicht um irgendwelche Fremden, um Götzendiener, um Amalek gar, sondern um »Viele« (Rabim), die Gott als möglichen Befreier sehr wohl kennen, seinen Schutz für die Person bzw. die Personengruppe, die hier ihre Stimme verlauten läßt, bestreitet. Die Verfolgung Davids durch seinen Sohn Absalom führt in ein Bürgerkriegsszenario ein – wollte man diese Geschichte weiten und übertragen, so ließe sich sagen, daß es hier um einen Bruderkrieg im Gottesvolk geht. Drängt sich aber dann nicht jener Bruderkrieg auf, den die Kirche über Jahrhunderte, mehr oder minder intensiv, mehr oder minder grausam gegen Juden und Judentum geführt hat, mit genau dieser Überzeugung, daß Israel von Gott nicht mehr geschützt werde, weil es den Jesus von Nazareth weder als Messias noch als Gottes Sohn akzeptiert? Und ist es nicht eigentümlich, daß der Name des Verfolgers – es handelt sich unzweifelhaft um eine aus dem Buch der Könige bekannte Gestalt – den Begriff des »Friedens« mit sich führt: eine Merkwürdigkeit, die sogar, nein, zumal schon den israelitischen

Menschen des Eisenzeitalters aufgefallen sein dürfte: im Namen zwar den Frieden, den umfassenden Frieden mit sich führen, aber dennoch ein Verfolger zu sein. Dem entgegen baut der Psalmist auf Gottes Verläßlichkeit, ja auf seine Kampfbereitschaft und darauf, daß der im und mit dem Bund einmal gegebene Segen weiterhin gültig ist.

Der Religionssoziologe Robert Bellah hat den Sprung von archaischen Religionen, in denen Götter als Götter unter den Menschen sind und den Religionen der Hochkultur dadurch charakterisiert, daß Gott oder Götter der Hochreligionen zwar noch angebetet und angerufen, aber nicht mehr durch magische Mittel beschworen werden können. Von diesem Übergang zeugt der Psalm: Während einerseits Gott als drastischer Kampfgenosse erträumt wird, weiß doch der Psalmist, daß es letztlich der einmal und somit immer währende Segen ist, der zählt – der Segen eines Gottes, den man zwar an sein Wort erinnern, den man aber nicht mehr zwingen kann.

---

1 M. Buber, Die Schriftwerke, Bd.4 von »Die Schrift«. Verdeutscht von Martin Buber und Franz Rosenzweig, Darmstadt 1962, S. 10/11



Sima Sablotzki, 7 Jahre – Ich werde Kavallerist, werde an der Front kämpfen.

»Jetzt begreife ich, dass Gott nicht parteilich ist« (Apg 10,33)

Liturgie für einen Gottesdienst am 3. Sonntag nach Epiphanias unter Berücksichtigung des Gedenktages für die Opfer des Nationalsozialismus am 27. Januar

Helmut Ruppel

Orgelvorspiel

Sprecher

Skizze des historischen Hintergrundes

Am 27. Januar 2014 fällt der Gedenktag für die Opfer des Nationalsozialismus mit dem Gedenken an die Öffnung des Belagerungsringes um Leningrad zusammen. Am 27. Januar 1944 endete die 872tägige Blockade der Stadt. Ihr Zweck war vom Oberkommando der 18. Armee mit zwei Worten angegeben worden: »Alles verhungert«. Am 8. November 1941 verkündete A.H. im Münchner Bürgerbräukeller unter großem Beifall, dass die Einwohner Leningrads nun verhungern würden.

Als die Blockade am 27. Januar 1944 zu Ende ging, waren ihr etwa eine Million Menschen zum Opfer gefallen. Die Blockade Leningrads gehört zu den größten deutschen Kriegsverbrechen. Lange Zeit bestand bei uns eine »Leerstelle des Gedenkens«. Erinnerungen der Generäle beherrschten die historische Sicht. Erst in jüngster Zeit beginnt das Wissen über diesen »Völkermord mit Ansage« zu wachsen.

Es ist zu hoffen, dass die 70jährige Wiederkehr der Befreiung Leningrads zum Gegenstand der Gedenkfeier am 27. Januar im Deutschen Bundestag wird.

Lied EG 360

Die ganze Welt hast du uns überlassen
(C. Weiss 1965 / M. Schlenker 1977 / H.R. Siemoneit 1965)

Gruß

Im Namen Gottes, des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.
Unsere Hilfe steht im Namen des Herrn, der Himmel und Erde gemacht hat,
der Bund und Treue hält ewiglich und niemals preisgibt das Werk seiner Hände.
Möchte wahr sein, was geschrieben steht, dass da einer ist, der hört.
Er wende sich her zu uns, er wende uns einander zu.

Eingangspsalm **Psalm 2**

Hört, Despoten aller Zeiten
und eure Trabanten

Warum rast und tobt ihr
Ganze Völker geißelnd?

Möge es weltweit klingen, dieses Lied
Gegen eure Furien des Unrechts,

gegen euren zynischen Hohn und Verachtung
für das Menschenkind und seinen Gott.

Der Gott dieses Menschenkindes
Schaudert und weint in seinem Himmel.

Dann steigt Er in ein Menschenherz hinab:
Du, mein Hirte, mein Löwe,

du sollst meine Lämmer weiden,
ihre Wunden waschen und salben,

um mein Weltall zu hüten,
habe ich dich heute erweckt.

Mag es ein Zimmermannssohn,
ein Zöllner, ein Zeltmacher sein,

denen er seine Leidenschaft einhaucht,
seine zarte Kraft des Erbarmens.

Sie fürchten sich voller Furcht. Doch gehen sie –
ihr Weg ist die ganze Erde,

bis überall, wo noch höchste Mächte
Menschen zerschlagen wie irdene Krüge.

Weh euch, Trabanten, bestechliche Richter,
weh euch Despoten, seid gewarnt,

was für eine Welt wollt ihr
für eure Kinder – diese?

(Huub Oosterhuis, in: ders., Das Gottesdienstbuch, Freiburg 2013, 60f. gekürzt)

Kyrie
Wir stehen vor Gott und sehen uns und unsere Geschichte
mit den Menschen aus anderen Völkern, ob wir sie überfallen haben
oder ob sie zu uns kommen, um Hilfe für ihr Leben zu erbitten:
Gott, du willst uns Wegweisung schenken durch dein Wort,
willst unseren Mund öffnen zu Einsicht und Klage.
Wir schotten uns ab, sehen nicht hin, immunisieren uns,
erfinden hundert Ausreden, warum wir Kriege führen mussten
und warum wir nicht helfen können.
Wir lesen gerne Lieblingstexte, angenehme Worte und verschließen uns
vor deinem aufdeckenden Wort.
Merken wir überhaupt, dass wir deine Sorgenkinder sind?
Wir, die wir keine Kriege mehr führen, aber umso mehr Waffen exportieren?
Herr, erbarme dich unser!
Wir hören ja deine Stimme in unserem Gewissen.
Sende deinen Geist! Erschaffe uns neu.

Gnadenzuspruch **Jeremia 29,11**
Ich weiß wohl, was für Gedanken ich über euch habe, spricht Gott.
Gedanken des Friedens und nicht des Leides, dass ich euch Zukunft gebe
und Hoffnung.

Gloria

Kollektengebet
Gott, deine Liebe kennt keine Grenzen.
Sammle du sie ein, die schmerzlichen Bruchstücke
im gemeinsamen und zerrissenen Leben zwischen unserem Volk
und den russischen Völkern.
Alles das, was Unaussprechliches gewesen ist und auch das,
was noch weiter wirkt.
Befreie uns von allem, was wir einander schuldig blieben.
Befreie uns zu allem, was zu tun jetzt an der Zeit ist.
Stärke bei uns und allen Nachbarn das Streben
nach Gerechtigkeitund Wahrheit.
Gib uns die Kraft, unserer Aggressionen zu gedenken.
Lehre uns, dass Zurückhaltung und Verständnis der stärkste Ausdruck
von Macht ist.

Alttestamentliche Lesung **Psalm 146**
(vgl. Predigthilfe zur Ökumenischen Friedensdekade 2011, 50f.; s. auch: Junge Kirche extra zum DEKT Dresden 2011, 36ff.)

Lied
Wo Menschen sich vergessen, die Wege verlassen...
(Laubach / Lehmann / Kirchbaum, tvd-Verlag, Düsseldorf 2012)

Neutestamentliche Lesung **Geschichte der Apostelinnen und Apostel, 10,21-35**

Credo

Apostolicum

oder

Ich glaube... Dietrich Bonhoeffer **EG 525 rechts**

Wir sind nicht allein, wir leben in Gottes Welt.
Wir glauben an Gott, der die Welt geschaffen hat
und in ihr wirksam ist, um zu versöhnen und neu zu machen.
Wir vertrauen auf Gott, der uns beruft, Kirche zu sein,
andere zu lieben und ihnen zu dienen,
Frieden zu suchen und dem Bösen zu widerstehen,
Jesus zu verkündigen, den Gekreuzigten und Auferstandenen,
unseren Richter und unsere Hoffnung.
Im Leben, im Tod und im Leben nach dem Tod ist Gott mit uns.
Wir sind nicht allein. Dank sei Gott!

(6. Vollversammlung des Ökumenischen Rates der Kirchen, Vancouver 1983 in: Laudate omnes gentes, 124)

Lied **EG 307**
Gedenk an uns, o Herr, wenn du in dein Reich kommst
(Kiew 17. Jh., mündliche Tradition)

P r e d i g t

Lied **EG 420**
Brich mit den Hungrigen dein Brot
(F.K. Barth / P. Janssens,1977)

Fürbitte
Der du gerufen hast »Licht« und das Licht wurde geboren,
und es war gut, es wurde Abend und Morgen, damals bis heut.
Du, der du gerufen hast »o Mensch«, und wir wurden geboren,
du, der mein Leben so geführt hat bis hierher, dass ich noch lebe.

Du, lass nicht verloren gehen ein Menschenkind.
Du, der keinen Namen vergisst, keinen Menschen verachtet,
lass nicht den Tod, der alles trennt, über uns kommen.
Für Menschen, die ihr Los nicht tragen können,
für die, die wehrlos sind in den Händen von Menschen.
Für deine Namensverwandten in unsrer Mitte,
Flüchtlinge, Fremde, sei nicht *niemand*.

Für die, die Kraft ausstrahlen, Liebe geben, Recht tun,
dass sie standhaft bleiben in unserer Mitte.

Beschleunige den Tag deiner Gerechtigkeit. Sieh nicht länger mit an,
dass überall in dieser Welt Menschen gefoltert werden, Kinder getötet,
dass wir die Erde schänden und das Licht einander rauben.
Gedenke deiner Menschen, dass sie nicht umsonst geboren sind.
Denn du bist der Gott, größer als mein Herz, der mich hat gesehen,
eh ich war geboren.

(Nach Huub Oosterhuis, Größer als mein Herz, in: ders., Das Gottesdienstbuch, Freiburg 2013, 77f)

Lied **EG 428**
Komm in unsere stolze Welt
(H.v. Lehndorff 1968 / M. Schlenker 1982)

Schlussgebet
Vater unser

Segen
Haltet einander fest. Löscht den Geist nicht aus. Macht einander nicht klein.
Fürchtet euch nicht. Es gibt Freunde.
Gott segne und behüte euch. Er bewahre euch und erfülle euer Leben
mit Liebe und Verständnis.
Er ist unser Hirte – nichts wird uns fehlen.
Amen – so wird es gewiss sein.

Jura G., 5 Jahre und 3 Monate – Getroffenes deutsches Flugzeug.

How long is now?

Andacht zum Gespräch zwischen den Generationen
AG Theologie / Aktion Sühnezeichen Friedensdienste

»Es gibt ein Bild von Klee, das Angelus Novus heißt. Ein Engel ist darauf dargestellt, der aussieht, als wäre er im Begriff, sich von etwas zu entfernen, worauf er starrt. Seine Augen sind aufgerissen, sein Mund steht offen und seine Flügel sind ausgespannt. Der Engel der Geschichte muß so aussehen. Er hat das Antlitz der Vergangenheit zugewendet. Wo eine Kette von Begebenheiten vor uns erscheint, da sieht er eine einzige Katastrophe, die unablässig Trümmer auf Trümmer häuft und sie ihm vor die Füße schleudert.« (Walter Benjamin, 1940)

How long?
Wir wenden mit ihm uns der Vergangenheit zu. Ein Gespräch der Generationen, zwischen den Generationen, ist auch ein Gespräch mit den Zeugnissen derer, die vor uns waren, natürlich die Heilige Schrift, aber auch so viele andere. Sie zeigen uns den Anspruch der Vergangenheit an unsere Gegenwart, zielen auf Einlösung und am Ende auch Erlösung. Im Erinnern wird ihr Anspruch sichtbar, von Generation zu Generation. Wir glauben, dass Gott ihrer ansichtig ist und unsere Ansicht will und braucht.

Not long enough.
Wir fragen nach den Opfern der Geschichte. Mühsam begeben wir uns auf die Spuren der Ermordeten. Ist hier Erlösung verheißen, wo alles Unrecht schreit?

»...sich für unbetroffen halten, ist die Kältespur der Unmenschlichkeit in den nachgeborenen Generationen vor allem der Täter.« (Friedrich-Wilhelm Marquardt, 1994)

Wir versuchen dem Bestehenden zu widerstehen. Wir bürsten die Geschichte gegen den Strich. So viele der Opfer haben keine uns bekannte Geschichte. Mühsam fragen wir nach ihnen. Oft bleibt uns nur, ihre Namen zu lesen. Können unsere Litaneien Hoffnungen sein? Ein schmaler Weg, uns und sie der Hoffnungslosigkeit nicht auszuliefern.

Vater unser im Himmel, geheiligt werde dein Name! Dein Reich komme, dein Wille geschehe, wie im Himmel, so auf Erden!

MUSIK

It is now.
Wir fragen nach den Toten der Geschichte.

»Auch die Toten werden vor dem Feind, wenn er siegt, nicht sicher sein.«
(Walter Benjamin, 1940)

Die Vergangenheit hat Anspruch an uns. Wir versuchen, die Verlängerung der Einsamkeit der Toten aufzuhalten.

»Nur dem Geschichtsschreiber wohnt die Gabe bei, dem Vergangenen den Funken Hoffnung anzufachen, der davon durchdrungen ist: Auch die Toten werden vor dem Feind, wenn er siegt, nicht sicher sein. Und dieser Feind hat zu siegen nicht aufgehört.« (Walter Benjamin, 1940)

Die Toten sterben ein zweites Mal – wenn wir nicht... (unterbrechen durch Zitat)

»Er möchte wohl verweilen, die Toten wecken und das Zerschlagene zusammenfügen. Aber ein Sturm weht vom Paradiese her, der sich in seinen Flügeln verfangen hat und so stark ist, daß der Engel sie nicht mehr schließen kann. Dieser Sturm treibt ihn unaufhaltsam in die Zukunft, der er den Rücken kehrt, während der Trümmerhaufen vor ihm zum Himmel wächst. Das, was wir den Fortschritt nennen, ist dieser Sturm.« (Walter Benjamin, 1940)

How long will it be?
Wir stehen im Sturm. Wir fragen die Überlebenden. Gibt es ein Leben nach dem Überleben?

Ihr möchtet wissen
Fragen stellen
und ihr wisst nicht, welche Fragen
und ihr wisst nicht, wie die Fragen stellen
deswegen fragt ihr
einfache Dinge
der Hunger
die Angst
der Tod
und wir wissen nicht zu antworten
wir wissen nicht, mit euren Wörtern zu antworten
und unsere Wörter versteht ihr nicht
darum fragt ihr einfache Dinge:
Sagt uns beispielsweise
wie ein Tag verlief!
Das ist so lang, ein Tag
ihr hättet die Geduld nicht
und wenn wir antworten
ihr wisst nicht, wie ein Tag war,
glaubt ihr wir können nicht antworten. (Charlotte Delbo, 1970)

Unser tägliches Brot gib uns heute. Und vergib uns unsere Schuld, wie auch wir vergeben unsern Schuldigern.

MUSIK

How long?
Wir fragen nach den Lebenden. Wir wollen auch verweilen. Lasst uns gemeinsam versuchen, dass es nicht so weitergeht.

»Als der Abend des ersten Kampftages gekommen war, ergab es sich, dass an mehreren Stellen von Paris unabhängig von einander und gleichzeitig nach den Turmuhren geschossen wurde.« (Walter Benjamin, 1940)

Auch wir wollen verweilen, nicht nur Turmuhren anhalten, dem Sturm des Fortschreitens Einhalt gebieten. Die biblische Sprache kennt das Heraustreten, das Herausprengen von Zeit aus der hoffnungslosen Bewegung von Herrschaft und Gewalt. Das Paradies, der Exodus, die Landnahme, das Kind Saras, die Auferweckung Jesu – Unterbrechungen, die nicht in die Zeit passen, die Zeitvorstellungen aussetzen zugunsten des Lebens. Wir die nachgeborenen Generationen treten in das Gespräch ein – unzeitgemäß, behaupten die Wirklichkeit dieser Geschichte heute und hoffen auf ihre Wirksamkeit.

Und führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns von dem Bösen.

Forever now.
Wir gedenken. Gedenken kann utopische Kraft haben. Im Gedenken kann das aus der Erinnerung heraus Fest-gestellte verändert werden. Gegen alle Nostalgie leuchtende Utopie: Nur wenn das, was ist, sich ändern kann, ist das was ist nicht alles. Wahrhaft Geschichte sprechen und denken wir nur, wenn wir die Konstruktion des Vergangenen mit der Transformation der Gegenwart in einer Bewegung vereinen. Hier liegt der Grund, warum wir in jeder Generation neu die Frage nach der Bedeutung der Geschichte uns, den Generationen vor uns und den nach uns stellen müssen. Nein, es wird kein Ende geben. Erinnerung ist aufrührend, ist Aufruhr.

Long enough.
Die Skepsis am Fortschreitenden im Ohr, die unerfüllte Sehnsucht nach dem Verweilen vor Augen und meine eigene Trauer um das Nicht-ungeschehenmachen-können im Herzen, erfahre ich als Freiwillige/r ganz praktisch: Fortschritt kann auch ein Segen sein und Verweilen ist möglich. Denn ich *darf fortschreiten*, nach Polen, Frankreich oder Israel. Ich *kann* an einem Ort *verweilen*

und den Menschen nah sein. Dabei werden Grenzen überwunden. Dabei wächst kein »Trümmerhaufen« vor mir, da entstehen echte Beziehungen, die die Welt bedeuten können. Am Anfang dieser Beziehungen steht immer die Bewegung auf den Anderen zu. Und auch dort, wo diese Bewegung vom Verantwortungsgefühl geleitet wird und wo wir uns »gerufen« fühlen, geschieht sie letztlich in Freiheit.

Die freie Bewegung zum Anderen hin zeichnet uns vor dem Engel der Geschichte aus. Sie kann weder »Tote wecken«, noch »Zerschlagenes zusammenfügen«, aber sie kann die Gegenwart verändern. Mag der Sturm noch so »stark vom Paradiese« her wehen – ob wir uns diese Welt heute zum Paradiese oder zur Hölle machen, liegt auch in unserer Hand. Die Geschichten vom Aufbruch und vom Fortschreiten in der Bibel dienen dabei als Vorbild: Abraham und Rut, die sich von Gott und von der Solidarität zum Nächsten rufen lassen. Sie gehen in die Fremde, um dort Nähe zu erfahren.

...denn dein ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit

It is now.
»... Ich habe zwar jüngst auf einem Vortrag in Leipzig am Ende den Satz gewagt, Versöhnung sei Einübung der Auferstehung und stehe auch dazu. Dann wäre der Dienst, der uns verbindet, Signal der Auferstehungswirklichkeit heute und – erschreckend zu denken – doch ein Hauch von dem »Siehe, ich bin lebendig...« im Wochenspruch. Wer das mitempfindet, versteht, warum wir bisher keinen Mut hatten, den Namen »Sühnezeichen« zu ändern. Hier wird nicht gewollt und versucht, als was der Welt im Ostergeschehen schon zugeeignet ist.« (Lothar Kreyssig, 1967)

Wer kann und will ist eingeladen mit uns zu beten, wie es Generationen vor uns getan haben und nach uns tun werden, bittend um das kommende Reich, und so das Zusammenfügen des Zerschlagenen, den Aufbruch und wissend, dass das was ist nicht alles ist:

**Vater unser im Himmel, geheiligt werde dein Name, dein Reich komme,
dein Wille geschehe, wie im Himmel also auch auf Erden.
Unser tägliches Brot gib uns heute. Und vergib uns unsere Schuld,
wie auch wir vergeben unsern Schuldigern.
Und führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns von dem Bösen,
denn dein ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit in Ewigkeit.
Amen.**

»Gott nahe zu sein, ist mein Glück« (Ps. 73,28)

Gedanken zur Jahreslosung 2014

Beate Barwich

Auf den ersten Blick ist das ein schöner Spruch, ein Motto, das anspricht, ein Wort das Freude gibt: Der Mensch, könnte man meinen, blüht in der Nähe Gottes auf wie eine Blume, wenn sie an das Licht der Sonne kommt und von ihren Strahlen erwärmt wird. Wenn der leichte Regen fällt und die Erde befeuchtet. – Psalmen haben einen Klang und inspirieren zur Dichtung. Heinrich Heine nimmt diesen Gedanken auf und schreibt der Poesie einige Zeilen ins Stammbuch:

»Du bist wie eine Blume, so hold und schön und rein; Ich schau dich an, und Wehmut schleicht mir ins Herz hinein. Mir ist als ob ich die Hände aufs Haupt dir legen sollt, betend, dass Gott dich erhalte so rein und schön und hold.«

Doch ehe der Beter des Psalms in diese Freude einstimmen kann, wird er von einer Anfechtung in die andere hineingeworfen. Er leidet Not. Er ist nahe der Verzweiflung. Ist denn alles umsonst – Glaube, Liebe, gute Taten? Er vergleicht sich mit anderen, seien es Menschen, die er kennt oder auch Menschen, die er nur aus der Distanz heraus beobachtet. Er begreift nicht, wie es kommt, dass es ihn so hart trifft. Des Menschen Weg ist doch nicht vom blinden Schicksal bestimmt. Er ist doch nicht gnadenlos höheren Mächten ausgeliefert. Des Menschen Weg liegt nirgendwo anders als in der Hand Gottes. Im Denken hat er Klarheit. Aber das Leben ist mehr, es ist nicht ein »Gedanke«, nicht Vorstellung bloß.

Leben ist »Handel und Wandel«, ist Weisheit und Einsicht, ist Tun und Lassen. Der Anfang des Psalms weist schon in diese Richtung. Wenn Glaube als Lebensführung einen letzten Wert hat, dann muss er auch in der Not eine Antwort finden. Und diese Antwort bekommt er in dem Moment, da er sagen kann: »Als ich ging in das Heiligtum und sah auf ihr Ende.«

Biblisches Denken sucht Orientierung in der Geschichte und fragt nach den Zusammenhängen. Kann der Mensch das Problem »Geschichte« aus eigener Kraft lösen? Kann er die atemberaubende Frage nach dem Sinn allen Geschehens beantworten? Musste der Zweite Weltkrieg wirklich geführt werden? Hat es denn keine anderen politischen Lösungen gegeben? Und im Blick auf Europa: Welche Aufgabe hat unser Land heute inmitten der Völker? Erst wenn uns Menschen die Augen geöffnet werden, dann kommen wir innerlich zur Ruhe. Ruhe ist hier kein Stillstand, vor dem sich ängstliche

Menschen fürchten. Ruhe ist hier Friede bei Gott, man wird aufgefangen in seiner Not, man wird getröstet in seiner Anfechtung und man wird aufgerichtet, um wieder ins Gleichgewicht zu kommen.

Da knüpft das Psalmwort im Blick auf das Leitmotiv an: »Gott nahe zu sein, ist mein Glück.« Wenn Du die Balance suchst, – und wer braucht sie nicht –, dann suche Dein Glück nicht irgendwo, suche es nicht in der schnellen »Antwort«, die aufs Ganze gesehen keine ist, und suche es nicht in den Zerstreuungen unserer kurzlebigen Zeit. »Die Natur ist meine einzige Inspiration!« Welch ein Irrtum.

Nein, dann suche Dein Glück bei Gott. Und nun das andere: Wohin geht der Beter eigentlich, wo ist »das Heiligtum«? Was mag damit gemeint sein? Ist »das Heiligtum« ein Hinweis darauf, dass es auch ein inneres Heiligtum gibt, ein Gebet, eine Zwiesprache mit Gott? Oder ist es das Betreten eines heiligen Ortes, eines Ortes, in dem der Mensch nicht allein ist? Ein Ort vielmehr, der ihn aus der Einsamkeit herausführt in die Begegnung ?

»Alles Wirkliche im Leben ist Begegnung«, sagt ein chassidischer Spruch. »Ich will umkehren! – Aber ich weiß nicht wohin!« hört man heute vielfach ratlos fragen. Also bleibt letztlich doch alles offen? Die Offenheit ist gut und richtig. Gott bindet sich nicht an einen festen Ort. Er will das Leben, das wie ein Strom fließt, sei es in Zeiten der Nähe oder auch in Zeiten der Ferne.

Der Tempel in Jerusalem steht nicht mehr, aber seine Aufgabe ist geblieben. Die Kirche erhebt heute nicht unbedingt den Anspruch »heiliger Ort« zu sein. Und doch ist sie ein lebendiger Ort, ohne den uns manches fehlen würde. Ein Ort zur Begegnung, fürs Gespräch, ein Ort für die Andacht und für die Stille. Generationen vor uns haben hier schon Einkehr gehalten, Gebete gesprochen, Lieder gesungen, Bibelauslegungen gehört, Andachten gehalten. Hören wir ihre Stimme denn wirklich nicht? Auch wenn es Erschütterungen gibt, es ist wichtig, mitfühlen und mitdenken zu können. Die Offenheit macht eine Begegnung zu einer lebendigen, denn sie gibt Raum, Erfahrungen zu machen. Offenheit ist ebenso hilfreich, denn sie lässt Antworten zu, sodass man von einander lernen kann. Und last not least: Offenheit schafft die Möglichkeit für Neues. Lassen wir uns darauf im Namen Jesu ein!

↓ Slawa Prowotorow, 8 Jahre

KAPITEL II

Anstöße zum Gedenktag 27. Januar 2014

Niemand ist vergessen?

Die schwierige Erinnerung an die Leningrader Blockade

Irina Scherbakowa (Übersetzung: Antje Leetz)

Die Geschichte der Erinnerung an eines der tragischsten Ereignisse des Vaterländischen Kriegs – an die Leningrader Blockade – war viele Jahre mit weißen Flecken übersät. Es ist die Geschichte der verschwiegenen Zahlen und Fakten, der Zensurverbote und der falschen Heroisierung.

Um das zu verstehen, genügt allein die Vergegenwärtigung des Fakts, dass das Museum für die Verteidigung Leningrads, dessen Vorgänger die Ausstellung »Die heldenhafte Verteidigung Leningrads« war, die bereits während des Krieges eröffnet wurde, 1949 für viele Jahrzehnte, praktisch bis zum Beginn der Perestroika, geschlossen war. Die verbotene Erinnerung an die Schrecknisse, die die Leningrader im Verlauf von 900 Tagen erleiden mussten (die Blockade begann am 8. September 1941), war Teil der Repressionspolitik der Stalinschen Führung gegenüber den Leningrader Schriftstellern und den Literaturzeitschriften im Jahr 1946 und später gegenüber den Parteiführern und den staatlichen Organen Leningrads. Die Leitung des Museums für die Verteidigung Leningrads wurde beschuldigt, sie habe »den Mythos von einem besonderen Blockadeschicksal Leningrads verbreitet«, »unangemessen die Rolle Leningrads hervorgehoben« und »die Rolle Stalins bei der Verteidigung der Stadt nicht gebührend betont«. Das Museum wurde geschlossen und mehr als die Hälfte der Exponate vernichtet. Erst 1989 wurde es wieder eröffnet.

Und erst 11 Jahre nach der Schließung, 1960, während der Chruschtschowschen »Tauwetterzeit«, wurde in Leningrad endlich eine Gedenkstätte auf dem Piskarjowskoje Friedhof eröffnet, auf dem der größte Teil der während der Blockade Verhungerten begraben liegt (nach schätzungsweisen Angaben ca. 470.000 Menschen). Dort sind in einem Stein die Worte der Dichterin Olga Bergholz eingraviert: »Niemand ist vergessen und nichts ist vergessen«. »Niemand und nichts ist vergessen.« Aber diese Zeilen von Olga Bergholz (die während der Blockade die »Stimme Leningrads« war, sie wandte sich im Radio täglich mit ihren Gedichten an die Bevölkerung), die sie in Polemik gegen diejenigen schrieb, die ein Vergessen und Verdrängen der tragischen Erinnerung anstrebten, verwandelten sich in der Breschnjew-Zeit in eine leere Phrase. Ihre Worte wurden in Übereinstimmung mit den sowjetischen ideologischen Stereotypen in eine Ruhmeshymne auf die »Heldentat der Verteidiger Leningrads« umgemünzt und so missdeutet.

Alles, was über den Rahmen dieser Formel hinausging, der ganze Schrecken der Existenz der »Blokadniki«, der Menschen, die während der Blockade in

Leningrad lebten, unterlag einer strengen Zensur. Erst Ende der siebziger Jahre erschien das »Blockadebuch«, das von den beiden bekannten sowjetischen Schriftstellern Daniil Granin und Ales Adamowitsch zusammengestellt wurde, die mehrere Jahre Tagebücher, Briefe und Erinnerungen von Augenzeugen an die Blockade sammelten. Natürlich konnten unter den Bedingungen der damaligen Zensur viele gesichtete Dokumente nicht in das Buch aufgenommen werden: »Es gab solche schrecklichen Geschichten, dass wir uns entschlossen, sie nicht zu verwenden, sie sind bis heute nicht veröffentlicht«, schrieb Daniil Granin später. Gemäß den Forderungen der Zensur wurden jene Episoden, die am meisten das schönfärberische Bild demythologisiert hätten, die von Grausamkeiten berichteten, von Plünderungen, von der Gleichgültigkeit der Behörden, herausgenommen. Nichtsdestotrotz wurde dieses Buch das erste kollektive Zeugnis, das die Mauer des Schweigens durchbrach, die das schreckliche Bild des Blockadealltags verhüllte. Es ist bezeichnend, dass das »Blockadebuch« 1979 nur in Moskau veröffentlicht werden konnte, bis zur Perestroika fürchteten sich die Leningrader Verlage davor, es zu drucken.

Erst die Perestroika machte den Historikern die Archive zugänglich und ermöglichte es ihnen, Projekte durchzuführen, die eine umfassende Befragung der Zeugen beinhalteten. Diese erhielten das erste Mal die Gelegenheit, das auszusprechen, worüber sie all die Jahre hatten schweigen müssen. Es wurden die bekannten »Aufzeichnungen eines Blokadniks« von Lydia Ginsburg veröffentlicht (1988), die deutlich machten, wo die Grenze zum Unmenschlichen verläuft, die die Menschen nicht übertreten, was vom Menschen in Momenten schrecklicher Prüfungen übrig bleibt, wie sich die Beziehungen in der Familie gestalten, wenn es um das nackte Überleben geht. Erst in den Jahren der Perestroika wurde es endlich möglich, über die so genannten weißen Flecken und tabuisierten Geschichten der Blockade zu sprechen. Dabei handelt es sich natürlich vor allem um jene Fakten, die von der sowjetischen Führung verschwiegen wurden, denn sie deckten grobe Fehler und falsche Kalkulationen auf, die die schreckliche Tragödie von Leningrad nur noch verschlimmert hatten. Dabei handelt es sich nicht nur um Irrtümer bei der Verteidigung der Stadt, sondern auch um geheime Verschlusssachen über die katastrophale Lage an der Front, über die schlecht organisierte bzw. de facto gar nicht organisierte Evakuierung der zivilen Bevölkerung, vor allem der Frauen und Kinder. So wie in vielen anderen Fällen fürchteten die staatlichen Behörden, dass man sie der »Panikmacherei« beschuldigen würde. Deshalb bemühten sich die Funktionäre, diese Stimmungen innerhalb der Bevölkerung auf alle nur erdenkliche Weise zu unterbinden. Da sie sich ständig damit beruhigten, dass der Feind nicht bis nach Leningrad vordringt, war sogar die Errichtung eines Verteidigungsgürtels sehr schlecht organisiert worden. Dabei war schon im Juli/August 1941 nicht

nur das Baltikum okkupiert, im August hatten die Deutschen bereits Nowgorod besetzt, und diese Stadt liegt ganz in der Nähe von Leningrad. Das alles führte dazu, dass in dem Maße, wie der Ring um Leningrad enger wurde, immer mehr Bewohner in die Stadt drängten, die vor der angreifenden deutschen Armee flohen. Sie kamen aus Nowgorod, Pskow, dem Baltikum und natürlich aus den Bezirken, die in unmittelbarer Nähe der Stadt lagen. In ihrem Tagebuch, das sie in dieser Zeit führte (es wurde erst 2010 veröffentlicht), schreibt Olga Bergholz von der feigen Untätigkeit der staatlichen Behörden: »Die kläglichen Bemühungen der Behörden und der Partei, die eine tiefe Scham hervorrufen. Wie konnte es dazu kommen, dass Leningrad belagert ist? Kiew belagert ist? Odessa belagert ist? ... Die Deutschen schreiten immer weiter voran, die Artillerie feuert unablässig. Ich weiß nicht, wovon ich mehr beherrscht werde, vom Hass auf die Deutschen oder von unbändiger, schmerzhafter Wut, gemischt mit unsäglichem Mitleid mit unserer Regierung. Und das nennt man ›auf den Krieg vorbereitet sein‹. O, ihr Hunde, ihr Abenteurer, ihr mitleidlosen Hunde!«

Das alles führte dazu, dass sich zu Beginn der Blockade ungefähr 2.700.000 bzw. 2.800.000 Tausend Menschen in der Stadt befanden. Diese Angabe ist mit einer Fälschung der Fakten großen Stils verbunden, die über viele Jahre fortgeführt wurde, als die Statistik die Zahl der Verhungerten absichtlich niedriger angab. Gemäß offizieller sowjetischer Informationen war diese Zahl nicht höher als 600.000.

Jetzt stehen die statistischen Angaben über die Toten in Leningrad nicht mehr unter Verschluss. Sie wurden publiziert, und sie sind überwältigend: In der Zeit vom 1. Dezember bis zum 10. Dezember starben 9.541 Menschen. Vom 11. Dezember bis zum 20. Dezember 18.447 Menschen. Vom 21. Dezember bis zum 25. Dezember 11.085 Menschen. Im Februar 1942 starben an einem Tag im Durchschnitt 3.200 – 3.400 Menschen. Viele Forscher glauben heute, dass die reale Zahl der Verhungerten eine Million überschreitet. Hinzu kommt, dass viele der Blokadniki, die 1942 und 1943 aus der Stadt evakuiert wurden, auf dem so genannten Großen Land (nicht okkupiertes sowjetisches Gebiet, d. Ü.) starben. Diese Zahlen zeugen davon, dass die staatlichen Behörden nicht nur nicht in der Lage dazu waren, die Menschen zu retten, sondern dass es ihnen auch egal war, ob ihnen das gelang oder nicht.

Unter Verschluss gehalten wurden zu sowjetischen Zeiten Dokumente und Zeugenaussagen, die von schrecklichen Vorkommnissen berichten, welche den massenhaften Hunger begleiteten: von Diebstahl, mehrfachen Fällen von Kannibalismus, und einfach davon, was mit den Menschen geschah, mit ihrer Psyche, ihren Gefühlen und ihren Handlungen. Die Widersprüchlichkeit der Erinnerung an die Leningrader Blockade zeigt sich auch darin, dass eine riesige

Zahl von Zeugenaussagen, Tagebuchaufzeichnungen und Briefen überliefert ist, die noch nicht gesichtet wurden. Die Blockade ist eines der wenigen Ereignisse in der Geschichte des Vaterländischen Krieges, die buchstäblich Tag für Tag dokumentiert wurde. Aber erst in letzter Zeit sind Forschungsarbeiten erschienen, deren Verfasser sich von der Angst befreien konnten, auch Geschehnisse anzusprechen, die sehr schrecklich waren. Sie konnten die Selbstzensur überwinden, die sich meist automatisch einstellt. Denn der Blockadealltag, wie er sich uns in den heute publizierten Tagebüchern und Briefen darstellt, war über alle Maßen unmenschlich und grausam. Und er widerspricht dem Kanon der Darstellung der Blockade, wie er sich in der sowjetischen Zeit herausgebildet hat.

Noch eine wichtige Tatsache darf nicht vergessen werden – der so genannte Status des Blokadniks. Wurde dieser Status anerkannt, hatte er sowohl zu sowjetischen Zeiten als auch im heutigen Russland gewisse Privilegien. In vielen Fällen ist es unmöglich, diesen Status zu erhalten, denn oft sind die nötigen Papiere und Beweise nicht mehr auffindbar. Auch die Unangemessenheit der Privilegien, wenn man sie mit dem tatsächlich Erlittenen vergleicht, ist verblüffend. Aber wir haben es bei den ehemaligen Blokadniki oft mit Menschen zu tun, die das Leid verdrängen, die den sowjetischen Heldenmythos stützen. So etwas kommt innerhalb der Veteranenorganisationen sehr häufig vor, unter anderem auch in denen der ehemaligen Blokadniki. Alles, was diesen Mythos zerstört, wird nicht akzeptiert, wird als antipatriotisch bezeichnet, als Schwarzmalerei, als Schmälerung des Sieges ...

Deshalb ist der Versuch, die Blockade tiefer und wahrhaftiger zu erfassen, Klarheit darüber zu erlangen, was mit der Erinnerung geschehen ist, eine der schwersten Aufgaben in der Geschichtsschreibung des Vaterländischen Krieges. Nichtsdestotrotz zeugen die in den letzten Jahrzehnten veröffentlichten Bücher und Dokumentarfilme (vor allem habe ich die Bücher von Nikita Lomagin, von Sergj Jarow und den Dokumentarfilm von Sergej Losniza »Blockade« und die unlängst aufgefundenen Tagebücher und Zeugenberichte im Sinn) davon, wie wichtig es ist, das Alltagsleben der Blokadniki in all seiner Kompliziertheit und Widersprüchlichkeit zu betrachten. Nur dann können wir das Ausmaß der Leiden, denen sie ausgesetzt waren, und den Preis ermessen, den sie für das nackte Überleben, aber auch für die Wahrung ihrer menschlichen Würde zu zahlen hatten.

Der Dok-Film von Thomas Kuhfuß heißt »Blockade« (1991).
Das Buch von Daniil Granin und Ales Adamowitsch »Das Blockadebuch«, Rowohlt Reinbek 1992 »Blockade. Leningrad 1941 – 1944.« Herausgegeben von Antje Leetz und Barbara Wenner.

Gedanken zu Leningrad / St. Petersburg

Peter Fischer

Nachdem mich die DDR verließ, besuchte ich bald mit meiner Frau meine Geburtsstadt London. Selbstverständlich fuhren wir gern zu Freunden, nach Jerusalem, Tel Aviv, Haifa und Washington, Chikago, New York und nach Paris sowie nach Budapest und oft nach Wien. Sogar in Hanoi und Ho-Chi-Min-City/Saigon waren wir. Früher auch häufig in Warschau oder Prag. Allerdings nur einmal, 1972, war ich in Moskau. Die damaligen Eindrücke vom »Land der frohen Zuversicht« (Jürgen Kuczynski, 1949) bestürzten mich. Unsere Freunde verließen nach und nach diese Lebensräume, gingen nach Köln, Israel oder sonst wohin in den Westen. Wir verloren unsere Kontakte.

Seit nun einer Generation hat sich viel verändert, wir leben in einem ziemlich beruhigten Europa.

Dennoch, es gibt Orte, die meide ich. Riga kommt z. B. für mich überhaupt nicht in Frage. Dort erschossen im Oktober 1942 deutsche und baltische Schergen einen Großteil meiner aus Berlin-Tempelhof stammenden Familie, unter ihnen meinen Onkel Werner Asch sel. A. Der damals 17-jährige beseelte mein ganzes bewusstes Leben, gehört quasi zum Urgestein meiner psycho-politischen Sozialisation.

Andererseits kümmerte ich mich umso mehr, zumeist aus beruflichen Gründen, um viele Gedenkstätten zur Geschichte des Nationalsozialismus. Unverzichtbar für die Erinnerung, für das Gedenken und die Prägung eines historischen Bewusstseins. Und was gilt demgegenüber für Leningrad/St. Petersburg? Viele wollen unbedingt dorthin. Eine mehr als 5 Millionen Einwohner zählende Metropole, die nördlichst gelegene überhaupt; verbunden nicht schlechthin mit einer Stadt –, sondern unaufgebauscht mit Weltgeschichte im Bösen wie im Guten; voll praller Kultur und Kunst, was sich nicht einfach durch Sightseeing aufdröseln lässt. Manche, zu denen ich mich zähle, träumen aber vielleicht gerade auch deshalb kaum von einer Reise zur Newa-Mündung, vom »Venedig des Nordens«. Denn die Vergangenheit dieser Stadt mit den tausend Brücken ist sehr brüchig und an allen Ecken und Plätzen fürchterlich beladen. Man lese nur »Die verlorene Barmherzigkeit« des Leningrader Schriftstellers Daniil Granin, eine Auseinandersetzung, die ich wohl 1990 in der Zeitschrift »Sinn und Form« erstmals entdeckte.

Ob bewusst oder unbewusst, durch die Brucherfahrungen meines familiären Umfeldes sensibilisiert, gehörte Leningrad grundlegend zum Erziehungsmo-

dell meines Elternhauses. Gleichwohl mag ein Stück meiner Zurückhaltung hierdurch erklärbar sein. Schon lange ging mir Indoktrination gegen den Strich. Die »Auszeichnungsreise« meiner Eltern, aus dem Anlass der Jugendweihe unser Töchterchen 1982 dorthin mitzunehmen, löste bei mir prompt Widerspruch im inneren Verhältnis zur Sowjetunion aus. Seitdem meine Frau und ich Kontakt mit dem Dissidentenmilieu in Moskau hatten, nahm meine Auseinandersetzung zur eigenen Identität zu. Die innere Verhaftung, allein mit der Geschichte der Eltern im Rucksack zu leben, war längst in Auflösung begriffen. Insbesondere meine Rückbesinnung auf das Jüdische war bereits fortgeschritten. Die Kollision von Oktoberrevolution und Wladimir Iljitsch mit den folgenschweren Tatsachen, wie dem Massenmord an den Kronstädter Matrosen oder mit dem Attentat auf Kirow und erst recht mit den Jahren des Großen Terrors in der unmittelbaren Vorkriegszeit, lagen im Wesentlichen hinter mir. Statt der eingepflanzten Sinnbilder des Aufbruchs waren mit dem Kennenlernen der brutalen Machtgeschichte des Sowjet-Apparate-Landes für mich immer mehr Prägungen zum Verrat an den höchsten menschlichen Idealen entstanden. Noch und noch bis heute. Wir hatten bereits Alexander Solschenizyn und Jewgenija Ginsburg gelesen und haben bis heute höchste Achtung vor den Lebensberichten wie »Schwarzes Eis« zu Lorenz Lochthofen, von seinem Sohn Sergej sehr eindrücklich beschrieben.

Worte wie »humanitäre Katastrophe« passen nicht zur Charakterisierung von »Singulärverbrechen« an der Menschheit, wie dies die Leningrad-Blockade zweifelsohne darstellt. So etwas wäre absolut fatal. Auch, wenn die »Über- und Herrenmensch«-Ideologie sehr wesentlich diesem Kriegsverbrechen zugrunde lag, würde gleichfalls eine Identität mit der »Shoah« oder dem »Holocaust« unstimmig sein. Die Liquidation des jüdischen Volkes folgte einer noch tieferliegenden Komplexität. Doch sollte eines der monströsesten Beispiele zum rassistischen Ausrottungskrieg des Nationalsozialismus genannt werden, dann ist es diese unvergleichliche Tragödie der »Vernichtungsblockade« der Menschen, die den nationalsozialistischen Wüstlingen hilflos ausgesetzt waren. Unter diesem Gesichtspunkt stellt es in meinen Augen das weltgeschichtliche Paradigma der Perversion menschenverachtender Kriegsführung dar.

In meinen inneren Katastrophenbänken türmen sich diese Verschlingungen absoluten Zusammenbruchs jeglicher Zivilität. Vernichtend geschlagen, blieb stets das Volk zurück! Sequenzen von Angst und Trauer existieren deshalb noch häufiger als manche wahrhaben möchten. Daran können Deklarationen nichts ändern. Doch wer mutet sich solche Geschichten und diese Geschichte bei vollem Bewusstsein zu? Ich jedenfalls fühlte und fühle mich noch immer überfordert. »Sei doch nicht so sensibel«, sagte mir mal ein hoher FDJ-Funktionär.

Ein relativ enger Freund meines Vaters, der die Blockade Leningrads überlebte, nach dem Krieg Oberst der Sowjetarmee und Kommunist, wich im Gespräch mit ihm längere Zeit rigide der deutschen Sprache aus, obgleich er sie sehr gut beherrschte. Ebenso ablehnend, wie er später als Geografieprofessor nach dem 20. Parteitag der KPdSU in den Jahren nach 1956 das Stalintum verfluchte. Ein schwieriger Mensch, von dem sogar ich ahnte, er könnte meinen Vater politisch in eine peinliche Lage bringen. In meiner Erinnerung befanden sich im Umkreis meiner Eltern öfter Menschen mit furchtbaren Schicksalen. Von daher Minderheit; in ihrer Prägung völlig untypisch im Vergleich zu deutschen Normalbiografien. Die Berechtigung ihres Anspruchs zur hiesigen Machtausübung wuchs nur langsam als Generationenerfahrung eines sehr differenzierten und widersprüchlichen Geschehens aus mir heraus. Wer kann wissen, wie viel Nervenstränge dabei gequetscht oder sogar zerrissen wurden? Gewiss ist mir nur, nicht alle und alles sind mit Acht und Bann zu belegen.

Sollten etwa die neun, im Winter 1941/42 von dem Kind Tanja Sawitschewa geschriebenen, Blätter ihres Leningrad-Tagebuchs* unerwähnt bleiben, die im Unterschied zur Bundesrepublik längst in der DDR publiziert waren? Kaum ein deutscher Bürger kennt sie gegenwärtig, obwohl sie eigentlich zur Herzensbildung gehören. Und wie wird reagiert, wenn uns heute in einer Buchhandlung das erst kürzlich entdeckte Tagebuch aus der Blockadezeit der damals sechzehnjährigen Leningraderin Lena Muchina unter die Augen kommt? Kenner des Schaffens von Dimitri Schostakowitsch wissen natürlich um die Entstehungsgeschichte der ersten beiden Sätze der 7. Sinfonie, der »Leningrader«. Waffenstarrend klirrte die Front in geringer Entfernung. Sie stand den fünfzehn übrig gebliebenen Sinfonikern und der Handvoll weitläufig zusammen gesuchter Musiker entgegen und viele hunderttausend Bürger Leningrads lauschten inmitten des Infernos an den Übertragungslautsprechern überall in der Stadt.

So eindrucksvoll der Staatsakt der Bundesregierung mit der Wiederaufführung des Werkes im großen Saal der Berliner Philharmonie zum Gedenken an die »Vernichtungsblockade« 2011 war, keiner der seinerzeit dem Hunger und den feindlichen Waffen ausgesetzten übrig gebliebenen Musiker und kaum einer der Zuhörer hat je von einer deutlichen Auseinandersetzung in Deutschland mit diesem Zivilisationsbruch nachdrücklich Kenntnis erlangen können.

---

* http://en.wikipedia.org/wiki/Tanya_Savicheva

Erinnerungen an die Blockade Leningrads (1941 – 1944)

Helmut Domke im Gespräch mit Galina Ossinskaja und Wladimir Ossinkij, St. Petersburg

Im Oktober 2014 hatte Dr. Helmut Domke, Vorstandsvorsitzender der Stiftung West-Östliche Begegnungen, Berlin, die Gelegenheit, Dr. Wladimir Ossinskij und Galina Ossinskaja, mit denen er seit langem befreundet ist, einige Fragen zu ihrer Leningrader Kindheit zu stellen. Angesichts des bevorstehenden Gedenktages der 70jährigen Wiederkehr der Befreiung Leningrads erinnerten sich Galina und Wladimir an ihre Kindheit in der belagerten Stadt. Wir danken beiden für ihre anschaulich-bewegenden Erinnerungen und Helmut Domke für seine gelungene Vermittlung und Übersetzungsarbeit.
Die Redaktion

Galina Ossinskaja: *Zuallererst möchte ich meine Freude und meinen Dank an Helmut Ruppel und Ingrid Schmidt zum Ausdruck bringen für ihren Entschluss, an das 70. Jubiläum der Aufhebung der Leningrader Blockade zu erinnern. In unserem Land wird in Verbindung mit diesem Datum ein umfangreiches Programm realisiert – die Restaurierung von Gedenkstätten, die Herausgabe von Büchern, die Aufnahme von Filmen, materielle Hilfe für die Veteranen, Aushändigung eines Erinnerungsabzeichens »Zu Ehren des 70. Jahrestages der vollständigen Befreiung Leningrads von der faschistischen Blockade« und vieles andere mehr.*

Aber eine Aktion, die auf deutscher Seite stattfindet, hat einen besonderen Wert. Wir sind unserem Freund Helmut Domke dankbar dafür, dass er vorgeschlagen hat, dafür von russischer Seite ausgerechnet uns zur Hilfe heranzuziehen, und mit großer Befriedigung werden wir alles tun, was in unseren Kräften steht.

Für uns ist es auch wichtig, dass dies für uns alle nicht nur eine einmalige Aktion zum Jubiläumsdatum ist, sondern eine folgerichtige langjährige Arbeit, die wir aus unseren vorangegangenen Kontakten kennen.

... Helmut Domke im Gespräch mit Galina Ossinskaja, Journalistin, Bewohnerin Leningrads während der Blockade

H.D.: *Welches sind Ihre ältesten Erinnerungen an die Zeit der Belagerung – selbst erlebt, gehört, gelesen ... welche ängstigten Euch am stärksten, welche werden Sie nie vergessen, was ließ Sie auch wieder fröhlich werden?*

G.O.: Ich habe meinen Großvater niemals gesehen. Er, Alexander George, starb während der Leningrader Blockade an Hunger. Meine Großmutter, Ludmila George, eine Russin, hat ein Kalenderblatt vom Monat März 1942 aufbewahrt, wo der 6. Tag mit Bleistift eingekreist ist und geschrieben steht: »Sascha gestorben«.

Das Blatt habe ich gesehen, als ich 10 Jahre alt war. Aber einmal, als ich im Schrank auf dem Flur ein Springseil suchte, entdeckte ich ein hartes braunes Viereck von der Größe einer Handfläche. Ich fragte die Großmutter, was das wäre.

»Das ist Tischlerkleister«, antwortete sie und wurde plötzlich sehr traurig, »während der Blockade hat man daraus Suppe gekocht.«

In diesem Moment hörte die Blockade für mich auf, ein Ereignis aus dem Geschichtsbuch zu sein und wurde zu einer Lebenstatsache unserer Familie. Ein Jahr vor der Blockade hatte meine zukünftige Mutter ihr Studium beendet und wurde von den Ufern der Newa zur Arbeit nach Sibirien geschickt. Als Meteorologin von Beruf lieferte sie Wetterangaben – erteilte die Erlaubnis oder das Verbot für Flüge und Landungen auf dem Flugplatz von Igarka. Nach dem Tod meines Großvaters begab sich meine Großmutter über den »Weg des Lebens« (so nannte man den Weg über das Eis des Ladoga-Sees), anschließend mit der Eisenbahn und dann mit dem Schiff, im Verlauf einiger Monate, dorthin, ausgezehrt, mit frostgeschwollenen Händen. Nach Leningrad kehrte sie erst 1952 zurück. Ich wurde 1943 geboren. Lange Jahre hindurch war unsere Familie mit der Taimur-Halbinsel in Nordsibirien und ihrer Hauptstadt Norilsk verbunden.

Einige Jahre nach dem Sieg sprachen die Leute nicht gerne über den Krieg und die Blockade. Die Zeit sollte nicht nur die physischen sondern auch die seelischen Wunden heilen.

In Norilsk, in der Schule Nr. 4, haben wir Deutsch gelernt. Unser Lehrer war der gutmütige und rührende Oskar Gustavowitsch Mertke. Mathematikunterricht erteilte Eduard Iwanowitsch Stephan, Französich – seine Frau Josephina Josephowna. Mit ihrem Sohn Edgar, einem offenherzigen und klugen Jungen, war die ganze Schule befreundet, und ich selbst bis zum Ende meiner Jugendzeit.

Im Sommer besuchten wir die Großmutter in Leningrad und oft kauften wir deutsche Kinder- und Wörterbücher ein. Im Theater lernte ich eine Lehrerin aus der DDR kennen. Lange Zeit haben wir uns geschrieben. Über die DDR hat oft die Presse berichtet. Zuhause erhielten wir anfangs die Kinderzeitschrift »Bummi«, später die Zeitschriften »NBI« (Neue Berliner Illustrierte) und »Zeit im Bild«. In jungen Jahren entdeckten meine Altersgenossen und ich für uns Heine, Remarque und Böll.

Ich wurde Studentin an der Leningrader Universität, an der Fakultät für Journalistik. Im Literaturkurs befassten wir uns unter anderem mit Goethe, Lessing, Novalis, Kafka, Seghers, Hoffmann und Brecht.

Seit der Kindheit gab es im Bewusstsein meiner Generation eine genaue Unterscheidung: Wer sind die Faschisten, wer die Deutschen. Und die weitere journalistische Praxis gab mir viele sehr konkrete Beispiele, die diese Beurteilungsweise bestätigten. Mein Beruf hat die Kenntnisse über Krieg lediglich erweitert. Dazu gab die Forschungsarbeit meines Mannes über die Geschichte des Blockaderundfunks mir die Möglichkeit, jene »heilige« Zeit mit dem Herzen zu erfassen.

H.D.: *Welche Menschen waren, wurden für Sie sehr wichtig, was kam »danach«?*

G.O.: Jurij Woronow. Als kleiner Junge erlebte er die Blockade. Er wurde Journalist und arbeitete in der DDR. Er schrieb erschütternde Bücher mit Gedichten über die Blockade, viele davon wurden ins Deutsche übersetzt. Ich kannte ihn und habe über ihn Fernsehsendungen gemacht. Er ist eine sehr bekannte Persönlichkeit.

Ein anderer Mensch – ein einfacher Kolchosbauer: Im Verlaufe des Krieges erreichten die Faschisten sein Dorf. Und um es nicht dem Feind zu überlassen, hat er, der Kornbauer, das Getreidefeld in Brand gesteckt! Aber er hatte sich geschworen: Nach dem Krieg kehre ich zurück und werde aufs Neue Getreide aussäen. Er hat sein Wort gehalten. Ich kenne diesen Menschen nicht, aber sein Glaube an den Sieg hat mich sehr bewegt.

H.D.: *Wenn Sie heute durch die Stadt gehen, gibt es Erinnerungen, die an Orten haften? Sind es » offizielle« Orte, »private« Orte?*

G.O.: Der Piskarjew-Friedhof. Er ist das Hauptdenkmal der Blockade und ist aller Welt bekannt, auch für mich und für Tausende Familien. Jedes Jahr am Tag des Sieges, am 9. Mai, kam meine Großmutter zum Piskarjew-Friedhof. Dort gibt es nur Massengräber – breite Plateaus, bedeckt von grünem Gras.

Jedes ist mit einer Jahreszahl bezeichnet. Am Grab mit der Aufschrift »1942« hat sie ungefähr die Stelle ermittelt, wo man im März beerdigt haben könnte. Sie legte einen Blumenstrauß nieder, stand und weinte.

Ein anderer Ort – das College in der Mirgorod-Straße. Meine Freundin Irina Surina (ein Blockadekind) unterrichtete hier ihr ganzes Leben lang das Fach Stadtbegrünung. Im Vestibül des Hauses teilt eine Gedenktafel mit: Im Januar 1944 wurde der Unterricht wieder aufgenommen. Sofort nach dem Ende der Blockade! Stellen Sie sich vor: Die Stadt, übersät von Schneewehen, in Ruinen, aber die Menschen, erschöpft und ausgelaugt, sind davon überzeugt: Man wird die Plätze und Parks wieder beleben, die Bürger tragen in ihren Händen nicht einmal ein Stück Brotersatz – aber sie werden Blumen brauchen. Also ist es Zeit, die Fachkräfte dafür auszubilden.

H.D.: *Gibt es Menschen, mit denen Sie sich heute über diese Zeit austauschen, gemeinsam erinnen?*

G.O.: Ja, auch in unserer Familie, auch bei meinen Freunden. Und es gibt den hellen Feiertag, den 9. Mai. Es gibt die feierliche Trauerzeremonie auf dem Piskarjew-Friedhof, zu der sich Tausende versammeln. Hier sind alle Generationen vertreten, bis hin zu Kleinkindern auf den Armen. In den Kathedralen und Kirchen finden Gedenkgottesdienste statt (nebenbei, unsere Nikolski-Kathedrale war an allen Tagen während der Blockade in Betrieb). Und dann gehen die Einwohner hinaus auf die Straßen und in die Parks. Unbekannte junge Menschen gratulieren jedem Veteranen, fotografieren einander und schenken Blumen. In den Maitagen tut die Regierung der Stadt sehr viel für die Veteranen: Geschenke, Konzerte, Empfänge, Festessen, Aufführungen der besten Theater... Die ganze Stadt wird zu einer großen Familie.

H.D.: *Am 27. Januar gibt es jährlich eine Gedenksitzung im Deutschen Bundestag – wäre die »Blockade« das Thema, was sollte im Mittelpunkt stehen?*

G.O.: Es wäre eine dankenswerte und würdige Idee, diese Sitzung der Leningrader Blockade zu widmen. Nur, so meine ich, ist es wichtig, sie nicht zu formalisieren, sondern sie sehr kreativ durchzuführen, nicht traditionell. Die Teilnehmer bewegen, erschüttern, daran erinnern.

Man kann vieles veranstalten. Und wenn meine Hilfe benötigt wird, bin ich dazu bereit (unentgeltlich, versteht sich).

... Helmut Domke im Gespräch mit Wladimir Ossinskij, Dozent an der Fakultät für Journalistik der Universität St. Petersburg, Bewohner Leningrads während der Blockade

H.D.: *Welches sind Ihre ältesten Erinnerungen an die Zeit der Belagerung – selbst erlebt, gehört, gelesen ... Welche ängstigten Sie am stärksten, welche werden Sie nie vergessen, was ließ Sie auch wieder fröhlich werden?*

W.O.: Ich rede nicht über die Gefühle des Hungers, nicht über die natürliche Angst während der Bombardierungen und der Artilleriebeschüsse – im kindlichen Bewusstsein (ich war zu Beginn des Krieges ein sechsjähriger Junge) wurden diese Gefühle verdrängt durch die Lärm- und Lichteffekte des Krieges – das ohrenbetäubende Schießen unserer Flakgeschütze auf den Torpedobooten, die unmittelbar gegenüber dem Tor unseres Hauses am Ufer der Newa festgemacht hatten, die Signalraketen aus den Leuchtpistolen und die »Kronleuchter« – Raketen an Fallschirmen, die von den feindlichen Flugzeugen abgeworfen wurden, das hysterisch abgehackte Heulen der Motoren der Junkers am Leningrader Himmel, die Erdbebenstöße von den Explosionen der Bomben in benachbarten Stadtvierteln, der feurige Fächer von »Feuerzeugen« – die Brandbomben, die von den Müttern und Tanten, die wachsam auf den Dachböden ihren Dienst verrichteten, von den Dächern auf die Erde geworfen wurden, ... Und der Hagel der Splitter der Granaten unserer Flak, die über unseren Köpfen explodierten. Wichtig war es, nicht unter diesen Hagelschauer zu geraten. Aber ebenso wichtig war es, die noch heißen Splitter aufzuheben für die persönliche Sammlung. Aber was wirklich furchtbar war, bis zur Kälte irgendwo in der Tiefe des Magens, bis zu rasender kindlicher Verzweiflung – wenn bei Alarm alle Eingänge der Luftschutzkeller, weil sie gleichzeitig auch als Gasschutzkeller dienen sollten, alle Eingänge und Ausgänge hermetisch verschlossen wurden.

Diese völlige Ausweglosigkeit verwandelte sich in eine solche Schwermut und Hoffnungslosigkeit, dass es für mich auch heute noch schrecklich ist, mich daran zu erinnern. Aber noch schrecklicher und alarmierender waren die dumpfen Explosionen – die Einschläge, die von draußen zu hören waren. Aber endlich ertönte dann aus dem Radio das Signal »Entwarnung des Fliegeralarms«, es klang hoffnungsvoll und feierlich. Und wir krochen heraus in die Weite des Newa-Ufers (unser Haus stand und steht auch heute noch am Kutusow-Ufer). Wir sogen mit dem Mund die Luft ein – unabhängig vom Wetter – ob Sonne, Regen, Schnee oder Wind – sie war herrlich. Gegenüber das Torpedoboot, seine schweigenden Kanonen und der auf Posten stehende Matrose mit Gewehr und Wachpelz an der Schiffstreppe waren konkret und

überzeugend. Und der Himmel war klar und frei von feindlichen Flugzeugen...

Übrigens, an einen solchen feindlichen Flugapparat erinnere ich mich noch gut. Wie im Zeitlupenfilm flog er im Tiefflug über unser Torpedoboot, das aus irgendeinem Grund aber nicht schoss. Auch der Faschist hat nicht geschossen, sondern funkelte nur mit der Brille und dem braunen Helm, blitzte auf mit den Kreuzen auf den Flügeln und zog über die Newa davon. Vielleicht hat er fotografiert. Er flog wie in einer Zeitlupenaufnahme, und erst danach rief der Wachposten, dass wir vom Ufer verschwinden sollen, und wir setzten uns auf die Granitbrüstung.

Der Wahrheit halber sei gesagt, dass auch diese Ausflüge an die Luft und der Blick über die unendlichen Weiten der Newa nicht immer Freude brachten. Zum Abend hin, noch schien die Sonne, Anfang September 1941, liefen wir hinaus an die Newa. Rechts, stromaufwärts, erhob sich eine gewaltige, bis halb an den Himmel reichende schwarze Rauchwolke. Es brannten die Badajewer Lebensmitteldepots. Die von verbranntem Zucker durchtränkte Erde haben später die »Blockade-Bewohner« noch lange aufgesammelt.

Etwas später waren wir eines Nachts wieder den Bomben entkommen, aber es war hell wie am Tage. Auf der anderen Seite der Newa, auf dem Hintergrund des Feuerscheins eines gewaltigen Brandes, zeichnete sich mit grafischer Deutlichkeit die Silhouette der Peter-Pauls-Festung ab. Es brannte das »Amerikanische Gebirge« – ein Vergnügungspark, der überall, scheint es, »Russisches Gebirge« genannt wird. Durch die nächtliche Stille war das angstvolle Schreien, Heulen und Brüllen der Tiere im Zoo zu hören, der sich in unmittelbarer Nachbarschaft zu den in Flammen stehenden Sperrholzbauten des »Gebirges« befand.

H.D.: *Welche Menschen waren, wurden für Sie sehr wichtig, was kam »danach«?*

W.O.: Natürlich erinnere ich mich an viele, fast an alle, die mich damals umgaben, die umgekommen oder heute schon nicht mehr unter uns sind, und auch an diejenigen, die überlebt haben und an die, die Gott sei Dank auch heute noch leben. Aber das sind nicht mehr viele.

Mit meiner jüngeren Schwester gingen wir vom Kindergarten nach Hause, als uns plötzlich eine starke Artilleriefeuerwelle des Gegners auf der Obuchow-Brücke über die Fontanka erreichte. Die Granaten fielen ins Wasser und wirbelten gewaltige schwarze Fontänen auf. Das war die erste Salve. Bei der zweiten fanden wir Kinder uns wieder, bedeckt von den Körpern von Soldaten,

die gerade vorbei gekommen waren. Zur dritten Salve jagten uns diese Soldaten in die Türnische einer großen Feuerstellung, die an der Kreuzung des Fontanka-Ufers mit dem Internationalen Prospekt (heute Moskauer Prospekt) errichtet worden war. Sie sprangen ebenfalls dorthin. Gemeinsam haben wir dann den Beschuss abgewartet.

Wie könnte ich diese mir völlig unbekannten Menschen jemals vergessen!

Solche Begegnungen und Episoden haben viele Kinder mit Blockade-Schicksal erlebt. Ein Milizionär, der uns mit Schwester und Tante unter das Schutzdach am Eingang eines Ladens im Halbkeller an der Ecke Tschaikowskistraße/ Furmanstraße (Schriftsteller) zog. Und im gleichen Moment bedeckte ein tödlicher Hagel von Splittern den Raum um uns herum und trommelte auf das Dach über dem Eingang. Der Milizionär trug eine blaue Uniform und einen flachen khakifarbenen englischen Helm.

Und meine Tante Natalja! Nicht nur, dass sie uns mit meiner Schwester und meiner Großmutter davor bewahrte, an Hunger und Kälte zu sterben, stand sie mit der Mütze über den Ohren am Haustor auf Posten mit einer Alarmsirene, dann wieder auf dem Dachboden mit einer Zange, um die »Feuerzeuge« zu packen und in einen Kasten mit Sand oder in ein Fass mit Wasser zu werfen. Gerecht teilte sie die Brotkarten und Lebensmitteltalons unter den Einwohnern des Quartals auf. Sie selbst arbeitete als Kommandantin der Eisenbahnverwaltung (darunter auch der wichtigen Strecke zwischen Moskau und Leningrad). Sie bewahrte diese Gebäude vor der Zerstörung und alles, was für die Arbeit in ihnen war, sowohl während des Krieges als auch nach dem Ende der Blockade. Und nach dem Krieg, als alles rundherum wieder hergestellt wurde, waren auch die Verkehrsadern der Eisenbahn außerordentlich wichtig.

Und meine Großmutter Ksenja! Ungeachtet ihres großmütterlichen Alters arbeitete sie als Hausmeisterin und Wächterin, sogar mit Flinte, in einer Munitionsfabrik.

Eine andere Tante war Shenja (Eugenia). Sie hatte kurz vor Ausbruch des Krieges eine medizinische Fachschule als Hebamme absolviert. Aber in diesem wohltätigen Arbeitsfeld war sie nicht eine einzige Stunde lang tätig. Den ganzen Krieg hindurch war sie auf den Beinen und mit den Händen bis zum Ellenbogen im Blut: als Chirurgieschwester in einem Militärhospital.

An viele Menschen kann und muss ich mich erinnern. Nur, ungewollt kommen mir bei diesen Erinnerungen die Tränen.

H.D.: *Haben sich Erinnerungen mit den Zeiten auch gewandelt, wurden breiter oder verblassten?*

W.O.: Die Erinnerungen werden breiter. Vermutlich auch dank meines Berufs, meiner Arbeit, überlagern und mischen sich unausweichlich auch literarische Reminiszenzen und Episoden. Als Wissenschaftler und Journalist beschäftige ich mich mit dem Thema des Leningrader Radios während der Blockade, mit seiner Rolle im Leben der belagerten Stadt. Unsere kleine Forschungsgruppe von Wissenschaftlern und Pädagogen der Fakultät für Journalistik der St. Petersburger Universität hat bisher fünf Bücher über das LENRADIO (Leningrader Radio) in den Jahren der Blockade und des Krieges herausgegeben, über seine Reporter, Dichter und Publizisten, über die Radiosprecher, die Künstler und Musiker. Eines dieser Bücher haben wir mit einer CD mit eineinhalbstündiger Laufzeit ausgestattet. Sie enthält Originalaufzeichnungen von Kriegsreportagen und Auftritten von Bürgern, Tondokumente von Bombenangriffen und Artilleriebeschuss, Fragmente von Konzerten von Künstlergruppen an der Front, Gedichte der Blockadeschriftstellerin Olga Bergholz, die von ihr selbst gelesen werden … . Wir halten den Studenten Vorlesungen, veranstalten Seminare – und manch einer von ihnen wird dabei zum Anhänger unserer Forschungsarbeit: Sie produzieren Filme und Radiosendungen oder schreiben Artikel. Zur Zeit bereiten wir ein neues Buch vor, in dem wir auch über die sehr interessanten und damals so notwendigen Kindersendungen berichten werden, aber auch über die treffsichere und scharfe Satire von LENRADIO in den Kriegsjahren.

H.D.: *Wenn Sie heute durch Ihre Stadt gehen, gibt es Erinnerungen, die an Orten haften? Sind es »offizielle« Orte, »private« Orte?*

W.O.: Selbstverständlich ist mir die »Stadt vertraut bis zu Tränen, bis in die Adern, bis zu den entzündeten Mandeln in der Kindheit« (Ossip Mandelstam). Und für die ganze Zeit meines langen Lebens in ihr sind alle Orte für mich Erinnerungsorte. Sie sind mir teuer und nah. So auch das Marsfeld, unweit von meinem Haus. Hier standen die Flakgeschütze, hier hat man das Gras gerupft, egal welches, als es schon gar nichts mehr zu essen gab.

Hier haben wir auch am 27. Januar 1944 gestanden, glücklich und unendlich stolz, als keinerlei Verdunkelung mehr nötig war und der Himmel erleuchtet wurde vom Leningrader Siegessalut.

Hier steht die »Kirche auf dem Blute«, die herrliche Kirche an jenem Ort, an dem die Revolutionäre der Volkstümler den Zaren der Befreiung (von der Leib-

eigenschaft in Russland) Alexander II. in die Luft sprengten. Heute steht diese Kirche auch noch auf anderem Blut. Sie blickte in die offene Tür jenes Blockadewinters. Zeitweilig diente sie, diese Kirche, als Leichenschauhaus. Reihenweise brachte man hierher die Leichen von Leningradern. ...

Und dort, der Buchladen der Schriftsteller (Newski-Prospekt Nr. 66). Er war die ganze Kriegszeit hindurch geöffnet. Und eben jene meine geliebte Tante kaufte mir dort viele Bücher: über die arktische Schiffsreise des Forschungsreisenden Sibirjakow, »Die Zitadelle« von Cronin, die Werke von B. Lawrenjew, die Aufzeichnungen der Kavalleristin N. Durowa und viele andere. Mit der Blockade-Petroleumlampe, fast so klein wie die Lämpchen vor den Heiligenbildern, gefüllt mit Öl oder Kerosin, am kleinen Kanonenofen (der so genannten »Burshuika«, einem sparsamen und schnell wärmenden eisernen Ofen), lasen wir die Bücher. Wir hörten Radio und begaben uns hinaus ins Theater, dort gab es helles Licht... . Wir gingen in das Theater der Musikalischen Kömödie. Es war anfangs das einzige Blockadetheater und arbeitete den ganzen Krieg hindurch, aber nicht in seinem eigenen Haus, denn das war von einer Bombe zerstört, sondern hinter den dicken Mauern des Alexander-Theaters.

H.D.: *Gibt es Menschen, mit denen Sie sich heute über diese Zeit austauschen, gemeinsam erinnern?*

W.O.: Ja, ich nehme mit meiner Frau nicht sehr oft, aber gelegentlich an Treffen oder Abenden der Veteranen teil. Solche Treffen finden manchmal auch in der Universität statt. Kürzlich waren wir unterwegs in acht europäischen Städten, besuchten die Denkmäler für gefallene sowjetische Soldaten und gaben ihnen die Ehre. Wir waren in Berlin, Dresden und Nürnberg. Aber noch mehr Zeit und Aufmerksamkeit widme ich diesem Thema der Leningrader Blockade unter beruflichem Aspekt, worüber ich schon berichtet habe. Ich führe Studenten in das Museum des Rundfunkhauses. Dort gibt es eine ausgezeichnete Ausstellung. Aber von den Rundfunkmitarbeitern aus der Zeit der Blockade ist heute kaum noch jemand übrig geblieben. Kürzlich haben wir uns mit Blockadeleuten in Israel getroffen, mit meinem Klassenkameraden Wolodja Schneiderowskij und seiner Frau Bella. In St. Petersburg gibt es noch zwei »Blockadniki« an der Fakultät – Gennadij Shirkow, Professor und Historiker für Journalistik und den Stilisten Anatolij Bessubow. Im Kontakt, meist telefonisch, stehe ich mit der Frau eines weiteren Klassenkameraden, der Schriftstellerin Olga Larionowa, aber ihr Ehemann weilt schon nicht mehr unter uns ... .

H.D.: *Am 27. Januar gibt es jährlich eine Gedenksitzung im Deutschen Bundestag – wäre die »Blockade« das Thema, was sollte im Mittelpunkt stehen?*

W.O.: Natürlich wäre es gut, wenn der Bundestag der Leningrader Geschichte seine Aufmerksamkeit widmen würde. In St. Petersburg würde man sich dazu mit Verständnis und Ehrerbietung verhalten. Soweit mir bekannt, weiß man in Berlin um diese Geschehnisse und würdigt die große Tat der Bürger und Verteidiger Leningrads.

Wir selbst hatten die Gelegenheit, an einem Abend des Goethe-Instituts teilzunehmen, der Leningrad gewidmet war, und dort aufzutreten. Im Deutsch-Russischen Museum in Berlin-Karlshorst arbeiten Wissenschaftler zu diesem Thema. Wir kennen und besitzen auch das ausgezeichnete Buch über die Verteidigung Leningrads, das unter der Leitung von Dr. Peter Jahn verfasst wurde.

Die alten Berliner Großmütter, denken wir, werden sich wie wir noch gut daran erinnern, was das heißt, Bombenangriffe und Kanonenbeschuss. Und nicht nur ihren Enkeln und Urenkeln, sondern auch niemandem sonst möchte ich in Zukunft wünschen, das noch einmal erleben zu müssen.

Ich kann
das niemals mehr vergessen:
überm Dezemberschnee
das Schlittenknirschen

Dies schrille Knirschen,
langsam wie ein Stöhnen,
verkrampftes Weinen
wie erschöpftes Schluchzen.

Als wär das alles
gestern erst gewesen:
Bruder und Schwester
in den weißen Laken.

Juri Woronow (Blockade. Gedichte,
Raduga-Verlag Moskau 1988)

Я забыть
Никогда не смогу
Скрип саней
На декабрьском снеру.

Тот пронзительный,
Медленный скрип:
Он как стон.
Как рыданье,
Как всхлип.

Будто все это
Было вчера...
В белой простыне –
Брат и сестра...

Юрий Воронов (Блокада.
Книга стихов, Издательство
»Радува« Москва, 1988)

»Ich will nicht malen, ich will schlafen...«

Kinderzeichnungen aus Leningrad in Zeiten der Blockade

Ingrid Schmidt

Ein Vierteljahrhundert nach dem Ende der Blockade Leningrads, im Jahre 1969, veröffentlichte der Leningrader Verlag Aurora eine Sammlung von Kinderzeichnungen aus den Jahren 1941 – 1945 – Zeugnisse aus einer grauenhaften Zeit[1].

Die meisten dieser Kinder waren damals zwischen fünf und zehn Jahren alt. Sie hatten nicht evakuiert werden können, für sie, deren Familien meist umgekommen waren, gab es in Leningrad etliche Kindergärten. Die Mädchen und Jungen wurden auf der Straße gefunden, in Ruinen, in leeren Wohnungen, manche lagen nach einem Bombenangriff in einem Keller verlassen neben ihrer toten Mutter, der Großmutter oder den Geschwistern. Viele waren so jung, dass sie weder ihren Namen noch ihr Alter sagen konnten, die Erzieherinnen unternahmen mit ihnen lange Spaziergänge und hofften, die Kinder würden ihr Wohnhaus wieder finden oder eine Straße kennen, so dass sie etwas über die Identität der Kinder erfahren konnten.

Und sie gaben den Kleinen, für die der Kindergarten ein Zuhause wurde, neue Namen. Hunger, Kälte und Dunkelheit quälten sie auch hier, die Schrecken der Luftangriffe ängstigten sie, ließen sie verstummen und erstarren, manche Kinder schwiegen wochenlang, sie isolierten sich von den anderen, bewegten sich nicht mehr und waren nur mühselig zu irgend einem Tun zu bewegen.

Die Erzieherinnen, selbst in großer Not, in Ängsten und Sorgen, verstanden ihre Anstrengungen, die Kinder zum Malen, Schreiben und Musizieren anzuhalten, als einen gemeinsamen Kampf ums Überleben. Die Kinder erfuhren Fürsorge, Geduld und Zuneigung der Erwachsenen, aber eben auch Herausforderungen: »Ich will nicht malen, ich will schlafen« – dieser Apathie sollten sich die Kinder nicht hingeben.

Mit ihren Bildern begannen die jungen Künstler_innen von ihren Schmerzen und traumatischen Erlebnissen zu erzählen. Sie malten, was sie vermissten – Brot und Wärme, sie malten ihre Träume vom Glücklichsein, banden sie in Ornamenten und Blumengirlanden zusammen. Sie malten Flugzeuge, wie Vögel frei am Himmel, die Panzer der eigenen Armee malten sie gewaltig und herrlich, die der Feinde lächerlich klein und unterlegen. Und die Flugzeuge der Feinde wurden möglichst nicht auf demselben Blatt Papier gezeichnet wie die der eigenen Armee. »Ich kann keine Rotarmisten malen, bei mir wird es immer ein Faschist!« klagte ein Kind.

Die Erzieherinnen fragten die Kinder, was sie mit ihren Bildern erzählen wollten und hielten ihre Sätze dann als Bildunterschrift fest. Die Zeichnungen erzählen oft nur verschlüsselt oder wenig von der erlebten Realität des Krieges. Sterne am Himmel werden zum Roten Stern der siegreichen Sowjetarmee. Allein ihre Gegenwart bringt den Flieger mit dem Hakenkreuz auf der Tragfläche zum Absturz. Ein Kind malt hohe Berge als Silhouette Leningrads – zumindest in seiner Phantasie war die Stadt geborgen. Oder aber die Häuser der Stadt stehen dicht gedrängt beieinander, keine Straße trennt sie von

Valja A., 7 Jahre – Fliegeralarm, die Menschen retten sich in den Luftschutzkeller.

einander – eine Trutzburg gegen die Bedrohung von außen. Die Dächer erinnern in der Form an die Helme der Soldaten – ein' gute Wehr und Waffen – es waren ja die Väter dieser Kinder, die die Stadt verteidigten.

Die Kinder malten auf Tapeten und Packpapier, sie nahmen die Rückseiten von Formularen, sie malten mit Bleistift, mit Tinte und Buntstiften, selten mit Tuschfarben. Manchmal mussten die Erzieherinnen aufpassen, dass die hungrigen Kinder nicht den Bastelklebstoff aufleckten. Manchmal sieht man auf den Zeichnungen die Anleitung, die den Kindern durch die Erwachsenen zuteil wurde, angesichts der klugen Komposition von Linienführung und Rhythmisierung. Und manchmal meint man, in der farbigen Ausdruckskraft

dieser Kinderzeichnungen etwas von den Bildmotiven und der Formgebung der alten russischen Freskenmalerei zu entdecken.

Kornej I. Tschukowskowo erzählt auch von der Freude der Kinder an Scherz- und Tanzliedern, an den alten Volksweisen und dass sie manche Anregungen fanden, sich im Schreiben von Gedichten zu erproben. Und ihre Trauer in Worten wiederzugeben:

Marina Soßina, 5 Jahre – Das Flugzeug, das uns erschreckt hat, wird abgeschossen.

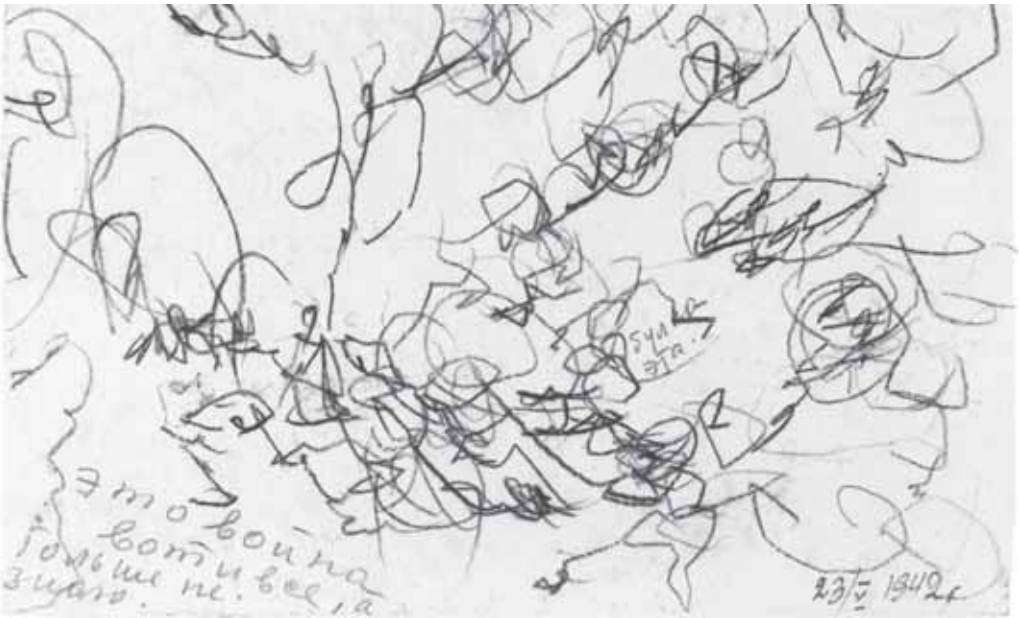
Von der fünfjährigen Karina, die ihre Mutter verloren hatte, sind diese Zeilen erhalten:

Wenn ich spiele, denke ich an Mutter.
Wenn ich spazieren gehe, denke ich an Mutter.
Wenn ich schlafe, werde ich auch an Mutter denken.

Die Kinder schrieben und malten Briefe für ihre Väter und Großväter an der Front. Alle waren glücklich, wenn eine gute Nachricht im Kindergarten ankam.

Und der neunjährige Tolja schrieb:

Der Frühling kam
Zeit zur Aussaat
auch wenn keine starken Männer mehr –
auch wenn keine Pferde mehr –
Es ist Zeit zu säen
es ist Zeit zu pflanzen…



Schurik Ignatiew, 3 Jahre – Das ist Krieg, alles, und in der Mitte ein Brötchen. Mehr weiß ich nicht.

---

1 Рисуют дети блокады – Kinderzeichnungen aus der Blockade; Hg. von E. I. Golubjewa und A. A. Krestinskij; Verlag Aurora, Leningrad 1969 (Ausgabe in russischer Sprache)

Der nachfolgende Text entstand in Anlehnung an das Vorwort von Kornej I. Tschukowskowo
Dank an Galina und Dr. Wladimir Ossinski, St. Petersburg, dass sie uns diese Publikation nach Berlin sandten. / Dank an Dr. Helmut Domke für die Übersetzung.
Im Oktober 1987 publizierte Aktion Sühnezeichen/Friedensdienste e.V., Berlin, eine erste Sammlung mit Zeichnungen der Leningrader Kinder und einer Einführung von Alwin Meyer: Niemand und nichts ist vergessen.
Bilder und Gedichte der Kinder und Erzieherinnen sowie Aufzeichnungen von Gesprächen der Kinder über ihre Ängste und Hoffnungen wurden bereits während der Blockade gesammelt und ausgestellt.

Helmut Ruppel und Ingrid Schmidt

Lena Muchina, Lenas Tagebuch. Leningrad 1941 – 1942

Aus dem Russischen übersetzt und mit Vor- und Nachwort sowie Anmerkungen von Lena Gorelik und Gero Fedtke. Graf Verlag München 2013, 375 S., 18 Euro

Lena ist knapp 16 Jahre alt, als sie am 22. Mai 1941 ihr Tagebuch beginnt. Anfangs sind die meisten Eintragungen bestimmt von den charmanten Plaudereien einer Heranwachsenden in Leningrad: Freundinnen, Schule, Jungs ...: *So lebten wir also. Lustig. Laut. Ausgelassen.* (S. 74) Bald aber ändert sich der Ton: Lena orientiert sich in ihrem Sprachduktus nun an offiziellen Stimmen zum Einmarsch der deutschen Truppen in die Sowjetunion, sie berichtet von den täglich schwieriger werden Lebensbedingungen. Am 21. Juli 1941 ist Leningrad von der Heeresgruppe Nord eingeschlossen. *Leningrad verwandelt sich in eine Festung.* Lena schreibt von Fliegeralarm, Luftschutzkellern, Bombenangriffen, anfangs noch in der festen Hoffnung, dass alles bald vorbei sei. Manchmal schreibt sie patriotische Gedichte. Und oft schreibt sie vom Hunger und wie es nach dem Krieg sein wird: Dann *»werde ich ein Kilo dunkles Brot kaufen, ein Kilo Lebkuchen, einen halben Liter Baumwollsamenöl. Ich werde das Brot und die Lebkuchen zerbröseln, reichlich mit Öl übergießen, das alles gut zerreiben und vermischen, dann werde ich einen großen Löffel nehmen und es genießen, bis zum Umfallen werde ich essen.«* (S.135) Im Juni 1942 wurde Lena mit vielen anderen angesichts der Hungerkatastrophe im belagerten Leningrad evakuiert. –

Lena Muchina starb 1991 in Moskau. Die Veröffentlichung ihres Tagebuches hat sie nicht mehr erlebt. Die Übersetzerin *Lena Gorelik*, 1981 in Leningrad geboren, lebt heute mit ihrer Familie in München. Auch ihre Großmutter überlebte die Blockade. Der Historiker *Gero Fedtke* gibt mit seinem Nachwort eine historische Einordnung von Lenas Erzählungen und berichtet, wie Lenas Tagebuch gefunden wurde.

I. S.

Ella Fonjakova, Das Brot jener Jahre
Ein Kind erlebt die Leningrader Blockade

Aus dem Russischen von Sophia Klöpzig; Einleitung von Heidelore Kluge
Verlag Johannes M. Mayer & Co. GmbH., Stuttgart, Berlin 2000, 19,80 Euro

Vom täglich Brot erzählt Ella Fonjakova fast auf jeder Seite: vom Hunger nach Brot. Damals, im schrecklichsten Jahr, dem ersten Jahr der Blockade, war sie sieben Jahre alt, ein Leningrader Kind, Jahre später eine über die Grenzen der Stadt hinaus bekannte Journalistin und Malerin. Erinnerungen und Tagebuchaufzeichnungen wurden Grundlage dieser Erzählung. *»Nennen wir das Mädchen Lena ...Soll sie erzählen, was sie von diesem Jahr noch weiß...«* (S. 40) Und Lena/Ella erinnert sich an vieles – an die Bombenangriffe, an den Hass auf die Deutschen, an den Schneesturm im Zimmer, an das Leben mit vielen in einer Kommunalwohnung ... Lena wächst in einer Künstlerfamilie auf. Der Vater spielt Geige und begeistert sich für Fotografie, in diesem Jahr ist er pausenlos auf Konzertproben. Die Mutter arbeitet im Institut für Theater- und Musikgeschichte an einer großen Publikation: »Die Geschichte der Kantaten und Oratorien in Russland«. *»Durch die physische Nahrung wird man jetzt nicht satt«, erläutert eines Tages der Vater seiner Tochter. »Man muss besonderes Gewicht auf die geistige Nahrung legen. Und du, Lenka, solltest nicht so kichern ...«* (S. 183)

Sehr stimmig überschreibt Heidelore Kluge ihre historische Einleitung zu diesem bewegenden Buch: *»Neunhundert Tage Leningrader Blockade oder Die Siebte Sinfonie«*. Unter dem 9. August 1942 notiert sie: »Die Leningrader Philharmonie ist überfüllt. Die Siebte Sinfonie von Dimitri Schostakowitsch wird gespielt – das Werk, das er für Leningrad und seine Menschen geschrieben hat: die ›Leningrader Sinfonie‹«.

I. S.

Anna Reid, Blokada
Die Belagerung von Leningrad 1941-1944

Berlin Verlag 2011, 587 S., 34 Euro

Die große Stärke dieser Studie von Anna Reid, Journalistin und Expertin für osteuropäische Geschichte, liegt darin, dass sie viele Menschen zu Wort kommen lässt, die die Blockade ihrer Stadt erlebten und erlitten. Ein zweites großes Thema ist die Analyse der erschütternden Inkompetenz von Bürokratie

und militärischer Verwaltung, von der Unterdrückung einer einigermaßen lebensnahen Darstellung der Ereignisse durch stalinistische Zensur.

Es ist hier unmöglich, auf die vielen bewegenden Porträts einzugehen, man möchte von allen immer wieder erzählen und sie zitieren! Auszüge dieses Buches gehörten nun wirklich ins Enzensbergersche »Lesebuch für die Oberstufe« und auf jedes Bücherbrett eines politisch denkenden Deutschen.

H. R.

Osteuropa – Themenheft: Die Leningrader Blockade. Der Krieg, die Stadt und der Tod

Doppelheft 8-9, Berliner Wissenschaftsverlag 2011, 400 S., 24 Euro

Eine umfassende Aufsatzsammlung, die sich das Datum 8. September 1941 zum Anlass nimmt, den Forschungsstand zur Leningrader Blockade zu bilanzieren. An diesem Tag schloss die deutsche Wehrmacht den Belagerungsring um Leningrad. Russische und deutsche Beiträge sind unter den thematischen Aspekten »Herrscher und Beherrschte« und »Propaganda und Wahrheit« zusammengestellt. Zwei Aufsätze zur russischen Historiographie und zum »deutschen Gedächtnis« (Lomagin, Ganzenmüller) eröffnen den Band, reiche Quellensammlungen zur medizinischen und demographischen Lage vervollständigen die historischen Referate. Die Untersuchungen zur »Mobilisierungsdiktatur« und zum »Heroismus« der Leningrader Bevölkerung, zum Werden des »Mythos Schostakowitsch« und seiner 7. Symphonie, zur Bedeutung des Radios während der Blockade (»Beethoven gegen Hitler«) setzen sich mit der stalinistisch verordneten Geschichtssicht auseinander. Immer wieder wird der große Themenkreis »Versorgungslage, Kannibalismus, Tod, Krankheiten und Geburten« in kaum zu ertragender Drastik abgeschritten.

Der Beitrag zur Dunkelheit im belagerten Leningrad – »Schwarzes Licht« – wie der zur Eremitage während der Blockade vermitteln »Einsichten« von größter Unmittelbarkeit.

Vielen Menschen wird ein bewegendes Denkmal gesetzt!

Ein notwendiger Band, der die Leerstelle unserer Erinnerung zu bearbeiten helfen kann.

H. R.

Blockade Leningrads 1941 – 1944. Dossiers.
Ausstellungskatalog

Deutsch-Russisches Museum Berlin-Karlshorst, 2004, 175 S. (10318 Berlin, Zwieseler Straße 4, Telefon (030) 50 15 08 41, kontakt[at]museum-Karlshorst.de) Staatliches Museum der Geschichte St. Petersburgs, 2004, Herausgeber: Peter Jahn, Christoph Links-Verlag, Broschur (Museumsausgabe) 15 Euro

Sechzig Jahre nach dem Ende der Blockade Leningrads präsentierten Berlin und St. Petersburg eine gemeinsame Ausstellung, konzipiert und verantwortet von dem Osteuropa-Historiker und damaligen Leiter des Museums, *Dr. Peter Jahn*, sowie dem Historiker und Dozenten der Staatlichen Universität St. Petersburg, *Dr. Nikita A. Lomagin*. Ein umfangreicher zweisprachiger Katalog begleitete die Ausstellungen mit erstmalig zugänglichen Quellen und Interviews von Zeitzeugen. Stadtpläne, Zeittafeln, Tätigkeitsberichte und Auszüge aus Kriegstagebüchern dokumentieren wesentliche militärische Entscheidungen. Fotos und Tagebuchauszüge erzählen vor allem vom Hunger, vom Kampf ums Überleben in der belagerten Stadt, schließlich auch vom Ende der Blockade und den Siegesfeiern. »Dystrophie«, »Schlitten« (!), »Kultur in der belagerten Stadt« sind einige Katalogkapitel überschrieben, der Ausstellungskonzeption folgend ...

Die beiden Eingangstexte ermöglichen angesichts der vielfach verstörenden Dokumente eine nicht ausschließlich emotionale Wahrnehmung: Peter Jahn referiert die »Ideenkonstrukte und Planungen der deutschen Führung des Jahres 1941«, die den Hungertod von »zig Millionen« «Untermenschen« vorsahen. Nikita A. Lomagin berichtet von der Zerstörung der Stadt, von Hunger und Kälte, von Arbeit und Kultur, auch von der politischen Stimmungslage – bis hin zu »›negativen‹ Stimmungen einschließlich der Zunahme von Antisemitismus (Juni – September 1941) ...« Am Ende der Publikation finden sich Auszüge aus dem Tagebuch des Kunsthistorikers *Nikolaj Punin* (1888-1953). Unter dem 13. Dezember 1941 schrieb er:

»... Ich glaube, jeder weint leise mindestens einmal am Tag, manche nachts, wie ich, die anderen auch tagsüber. Und es gibt keine Rettung. Und man kann sie auch nicht ausdenken, wenn man sich nicht den Träumen ergibt. ...«

I. S.

William T. Vollmann, Europa Central

Suhrkamp Verlag, 1028 S., 39,95 Euro

Ein Roman-Brocken zum Krieg gegen die Sowjetunion, an dem man sich verschlucken, aber auch süchtig werden kann. Die Porträts realer wie erfundener Menschen ziehen einen wie in einen Malstrom hinein. Immer wieder Schostakowitsch in den Kämpfen mit Zensur und Funktionärsbetonköpfen, dann so unterschiedliche Charaktere wie Kollwitz, Gerstein, Paulus, Wlassow... Ein Bergwerk von Buch – wer sich traut, dem werden die Augen übergehen!

H. R.

Gedenken an die Opfer des Nationalsozialismus

Eine Veranstaltungsreihe in Göttingen und der KZ-Gedenkstätte Moringen

Eine Vielzahl politischer, gewerkschaftlicher und sozialer Einrichtungen, jüdischer und christlicher Initiativen in Göttingen hat für den Gedenkzeitraum 9. November 2013 – 30. Januar 2014 eine beeindruckende Veranstaltungsreihe (bis Ende Februar) konzipiert. St. Petersburg/Leningrad steht im Zentrum einiger Veranstaltungen:

19. Januar: Petersburg in der russischen Literatur: von Puschkin bis Anna Achmatova*
20. Januar bis 2. Februar: »Niemand ist vergessen und nichts ist vergessen!«: Eine Ausstellung zur Erinnerung an die Opfer im belagerten Leningrad 1941 – 1944
27. Januar: Deutsche Hungerpolitik im Zweiten Weltkrieg: das belagerte Leningrad 1941 – 1944 / Vortrag Jörg Ganzmüller (Jena);
29. Januar: »Die Blockade«. Dokumentarfilm von Thomas Kufus und Zeitzeugengespräch mit Lea Sorina

Nähere Informationen: DGB Südniedersachsen/Harz: 0551/44097
oder: www.gedenken-an-die-opfer-des-nationalsozialismus.de

I. S.

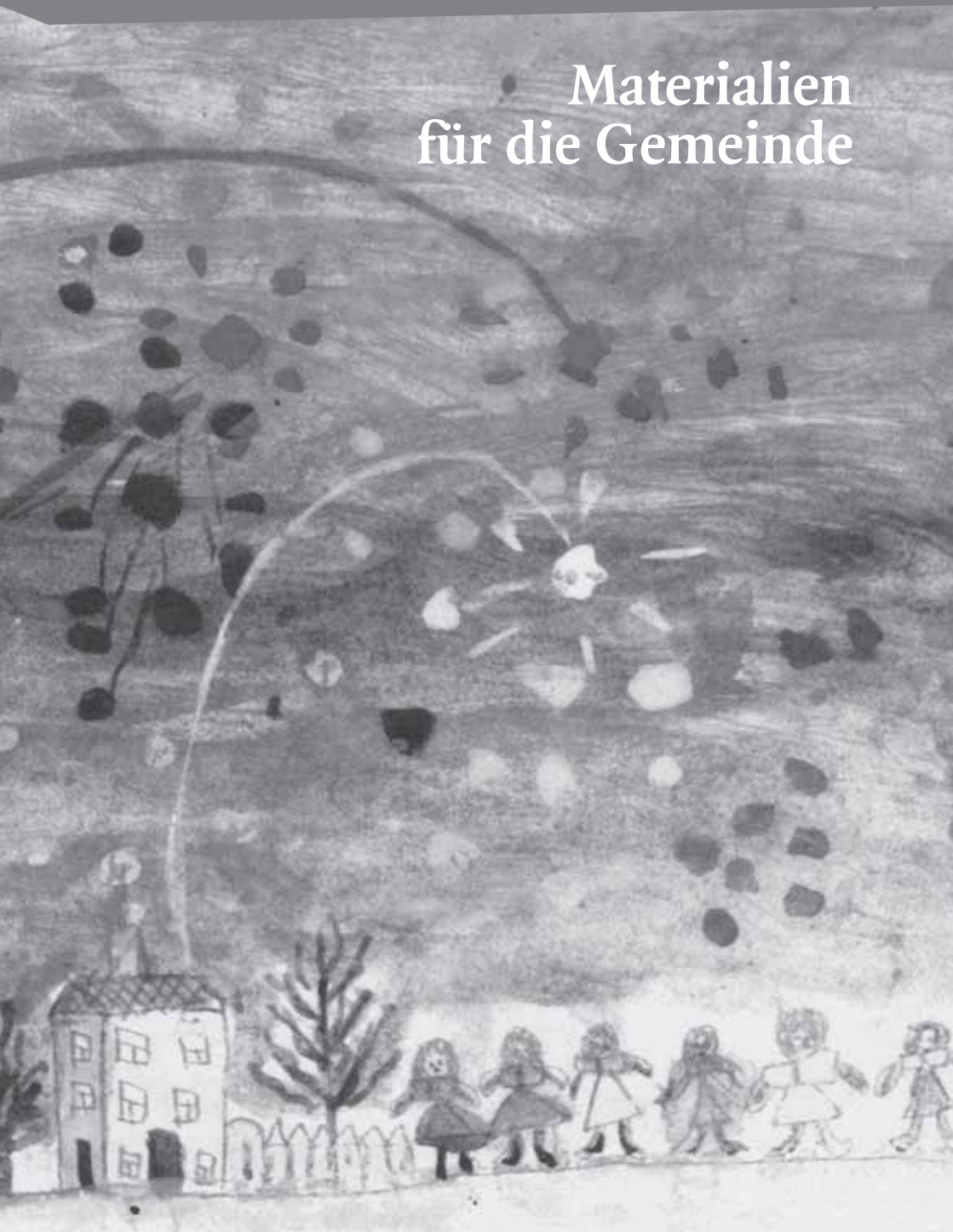
---

* Eine eindrückliche Vorbereitung auf diese Veranstaltung oder gar für eine Reise nach St. Petersburg ermöglicht der schmale, liebevoll gestaltete Band (mit historischem Stadtplan), hg. von Ute Fritsch: Swetlana Smelowa & Nikolai Pawlow, Literarisches St. Petersburg. 50 Dichter, Schriftsteller und Gelehrte. Wohnorte, Wirken & Werke, Verlag JENA 1800, 2003, 14,80 Euro

↓ Anella Krutschinina, 7 Jahre

KAPITEL III

Materialien für die Gemeinde



Das Huub Oosterhuis Gottesdienstbuch

Herder Verlag, Freiburg 2013, 380 S., 22,99 Euro

Huub Oosterhuis, der Amsterdamer Priester, Poet und Prophet, ist 80 Jahre alt geworden. Freunde haben zu diesem Tag ein reiches und schönes Buch zusammengestellt, das viele verstreut erschienenen Texte unter der Struktur des Kirchenjahres zusammenstellt.

Nach Manfred Josuttis' großer Sammlung liturgischer Texte zum Kirchenjahr (»Erleuchte uns mit deinem Licht«, Gütersloh) nun wieder eine solche eindrückliche Sammlung geistlich-praktischer Texte vom Advent bis zum Totensonntag. Die Meditationen, Gebete, Lieder, Psalmenübersetzungen sind zu einem großen Teil für seine »Studentenekklesia« in Amsterdam formuliert. Wer sich bisher von Arbeiten Oosterhuis' inspirieren ließ, wird sie nun unter dem Bogen des Kirchenjahres beglückt wieder treffen. Wer ihn noch nicht kennen gelernt hat – hier ist ein großer Garten geistlicher Poesie zu begehen, am Sonntag, im Alltag und an jedem Morgen und Abend.

H.R.

Was tun die Engel am Weihnachtsmorgen?
Biblische Beobachtungen für Ausgeschlafene

Kristian Fechtner, Kreuz Verlag 2013, 109 S., 12 Euro

Ein liebenswürdiges, zwar schmales, aber sanftes und festliches Buch zu jenem Fest, das die größte geistliche Karriere seit Schleiermachers »Weihnachtsfeier« hingelegt hat. Und da Fechtner genau weiß, wer da zu den Gottesdiensten kommt, setzt er in seinen »biblischen Beobachtungen« an zu einer schriftgemäßen Elementarisierung für die »Gebildeten unter den Verächtern« – genau das, was zu Weihnachten heute dringend nötig ist. »Was wir feiern, wenn wir Weihnachten feiern« – das bedarf freundlicher, nachvollziehbar profilierter Rede – das Schwerste, was heute zu tun ist; hat das Christentum schon seinen Schwerpunkt von Karfreitag und Ostern auf das Weihnachtsfest verlegt, muss beides zur Sprache kommen: der »Raum für die Sehnsucht« wie die »Freundlichkeit Gottes.

H.R.

Der Gott der Lebenden
Die Einzigartigkeit der biblischen Gotteserfahrung

Ingo Baldermann, Neukirchen-Vluyn 2013, 160 S., 16,99 Euro

Ingo Baldermann hat Israel besucht, mit den Menschen gesprochen, das Land erlebt, ist in die vielfältige Lebenspraxis der Menschen mit Gott, gegen Gott, aber nie ohne ihn, eingetaucht, zutiefst beeindruckt von der unbeirrbaren Diesseitigkeit biblischer Realität und für jede Form von Metaphysik verloren. Er folgt bei vielen Gedankengängen der radikalen Redlichkeit Dietrich Bonhoeffers – nicht auszudenken, was mit diesem bei einem Israelaufenthalt geschehen wäre...Baldermann, der schon immer gegen den »eifernden« oder sogar »eifersüchtigen« Gott den »leidenschaftlichen Gott« übersetzt hat, lässt sich ein weiteres Mal packen von der Begegnung des leidenschaftlichen Gottes mit seinen Lebenden, geht ein weiteres Mal über die »Psalmenbrücke«, streitet wider die Todesvergötzung in unserer Welt!

Biblisches Denken für Christen im Angesicht Israels – Baldermann sagt »Adonaj echad!«, liebend und lehrend.

Ein Geschenk, das gut tut.

H.R.

Schild Abrahams – Schrecken Isaaks
Leipziger Universitätspredigten

Rüdiger Lux, Ev. Verlagsanstalt Leipzig 2013, 250 S., 14,80 Euro

Wie oft ist ein kräftiger Impuls von außen hilfreich beim Nachdenken und Entfalten eigener Verkündigungsarbeit! Die ausgewählten Predigten zu Jesajatexten und zu Psalmen sind so biblisch dicht wie zeitgeschichtlich aufgeschlossen, denn der Universitätsprediger steht mitten in vielen Disputen der Hochschule und der sie umgebenden Gesellschaft. Zur Eröffnung gibt es einen Essay »Fremde Heimat – Bibel Israels«, der zur Weiterbildung jeder kirchlich-gemeindlichen Gruppe gehören muss.

H.R.

Stolpersteine in Berlin – 12 Kiezspaziergänge

Herausgeber: Aktives Museum Faschismus und Widerstand in Berlin e.V. / Koordinierungsstelle Stolpersteine Berlin / Kulturprojekte Berlin GmbH.

Diese Publikation entstand im Rahmen des Themenjahres »Zerstörte Vielfalt. Berlin 1933 – 1938 – 1945«, mit freundlicher Unterstützung u. a. des Hauptstadtkulturfonds. Aus dem Geleitwort des Regierenden Bürgermeisters von Berlin: »... Dass es inzwischen allein in Berlin mehr als 5000 Stolpersteine gibt, ist eine große Leistung des Initiators Gunter Demnig und aller Beteiligten. Allen ist dafür Dank zu sagen....«

siehe auch:

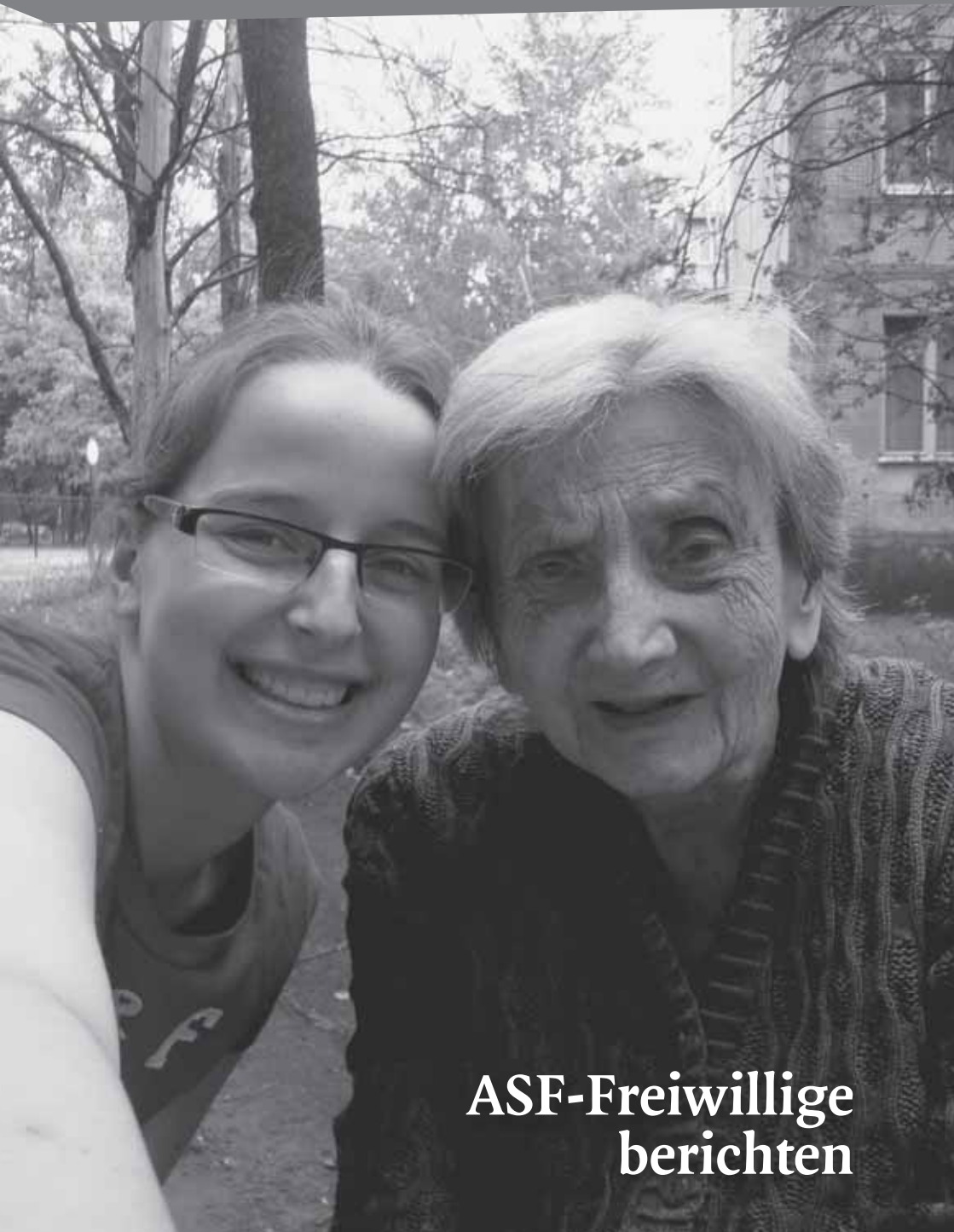
»Die Deutschen kommen!« – Vom Blitzsieg zum Leid ohne Ende

Michael Wildt, in: ASF Predigthilfe & Materialien für die Gemeinde / Ökumenische Friedensdekade 2011

Unter der Überschrift »...was nie hätte geschehen dürfen« finden sich weitere Texte zum Thema dieser Predigthilfe, u.a. auch das Memorandum ASF »Aus dem Schatten der Erinnerung« der Initiative »Vergessene Opfer des Vernichtungskrieges gegen die Sowjetunion«.

Julia Friedrich und »eine ihrer liebsten Damen« Liana, 2013

KAPITEL IV



ASF-Freiwillige berichten

Kindern ein würdiges Leben ermöglichen

Mark, ein Junge aus der Gruppe, erstaunt mich immer wieder aufs Neue mit seinen selbstgezeichneten Bildern, die er mir schenkt. Er malt oft Züge und Flugzeuge. Es ist wirklich verblüffend, wie gut er für sein Alter mit Perspektive und Räumlichkeit umgehen kann.

Im Heilpädagogischen Zentrum, wo ich als Freiwillige arbeite, gibt es klare Strukturen und Abläufe. Ich begleite hier zwei Gruppen. In der Montagsgruppe sind etwa acht Kinder mit verschieden Behinderungen. Sie sind alle etwa vier Jahre alt und werden von ihren Vätern oder Müttern begleitet. Viele der Eltern haben die Kinder aus einem der »Internate«, also Heime für Kinder mit Behinderungen, adoptiert. Erst spielen wir, und ein Kind nach dem anderen meistert kleine Aufgaben, wie zum Beispiel eine Kerze auspusten. Dann bauen wir im Sportraum ein Art Parcours auf und die Kinder laufen und balancieren, klettern und hüpfen mit Hilfe ihrer Eltern. Danach kommt die Musiktherapeutin und wir machen alle gemeinsam Musik.

In der Mittwochsgruppe gibt es einen ähnlichen Ablauf, aber statt Spiel, Basteln und Musik töpfern wir. Jedes Kind wird von einer oder einem Freiwilligen betreut. Anschließend gehen wir gemeinsam in den Sportraum, die Freiwilligen massieren die Kinder und danach spielen wir Tanz- und Bewegungsspiele. Es ist besonders schön, wie Varia – die im Rollstuhl sitzt – gut in die Spiele eingebunden wird.

Ich hatte mir im August letzten Jahres vorgestellt hier viel über Behinderungen, ihre Symptome und Therapien zu lernen. Doch tatsächlich habe ich gelernt, dass Behinderungen keine Krankheiten sind. Die Mitarbeiter_innen im Heilpädagogischen Zentrum arbeiten gemeinsam mit den Kindern und ihren Familien daran, dass die Kinder im Leben so wenig wie möglich behindert werden. Die Namen der Behinderungen – und damit die Schubladen – werden nur selten genannt. Natürlich weiß ich die Namen einiger Behinderungen, aber daran denke ich im Umgang mit den Kindern keine Sekunde. Es geht darum allen Kindern ein würdiges Leben zu ermöglichen. Das befreit mich von jeden Berührungsängsten und der überlegenen Helferrolle. Meine Definition von »Behinderung« hat sich in diesem Jahr gewandelt. Ich glaube nicht, dass es auf der Welt einen Menschen gibt, der nicht durch irgendetwas behindert wird. Den meisten Menschen reicht jedoch die Hilfe aus ihrem Umfeld aus. Im Heilpädagogischen Zentrum bekommen Menschen zusätzliche Hilfe. Ich bin froh, helfen zu können und aus diesem meinem Umfeld hier selbst Hilfe zu bekommen. Schließlich bin ich in Russland mindestens sprachlich und kulturell behindert.

In Moskau gibt es fünf Synagogen, zwei Synagogen besuche ich öfters. Ich habe zu vielen Menschen aus der jüdischen Gemeinde gute Kontakte, bin mit vielen befreundet und werde herzlich zu Gottesdiensten, Festen und Tischgemeinschaften eingeladen. Über Juden und Judentum wird hier sehr unterschiedlich gedacht und geredet. Es wurde nie an meinem ehrlichen Interesse an jüdischer Kultur gezweifelt und nichts Schlechtes von mir als Deutsche gesagt. Der Holocaust war oft Thema der Gespräche, und mir wurden Geschichten aus dieser Zeit erzählt, die ich bisher nur aus Büchern kannte.

Auf der anderen Seite werde ich in Moskau immer wieder mit judenfeindlichen Äußerungen konfrontiert, höre von der Schikane, die schon in der Schule beginnt, und sehe Hakenkreuze an den Wänden.

In Deutschland habe ich mit Jugendlichen geredet, die »Jude« und »Neger« als Schimpfworte benutzen und habe NPD-Plakate entfernt und mich bei Demonstrationen gegen Rassismus eingesetzt. Hier in Moskau hat Rassismus ein anderes Ausmaß. Und ich habe insgesamt das Gefühl, dass in Moskau der Weg zu einem vorurteilsfreien Miteinander noch ein viel weiterer ist als in Deutschland. Allerdings möchte ich mich darauf in Deutschland keineswegs ausruhen. Lew Kopelew, ein russischer Schriftsteller und Menschenrechtler sagte: »Jeder Generation ist die Mühsal aufgetragen, das Ziel der Verständigung immer aufs Neue zu erstreben und dauerhaft zu verwirklichen.« Daran versuche ich mich zu halten, in Russland, wie auch in Deutschland.

Elisabeth Blumenschein war 2012-13 Freiwillige im Heilpädagogischen Zentrum in Moskau.

Jugend in Aktion

Der Freiwilligendienst von Elisabeth Blumenschein wurde durch das Programm Jugend in Aktion im Rahmen des Europäischen Freiwilligendienstes gefördert.

»Weiter!«, sagte sie tapfer nach jedem Dokument

Mit Aldona, der ehemaligen Zwangsarbeiterin und nach dem Tod ihrer Mutter erblindeten Babuschka, verstehe ich mich wunderbar. Im Rahmen meines Projektes »Sostradanje« (Mitleid) besuche ich sie einmal in der Woche. Sie musste während des Krieges in Deutschland Zwangsarbeit verrichten, saß im Gestapo-Gefängnis ein und arbeitete in einem Außenlager des KZ Buchenwald.

Von jeglicher Unsicherheit, Ängstlichkeit oder Scheu davor, dass ein Jugendlicher aus eben diesem Land anreist, in dem sie die schrecklichsten Erfahrungen ihres Lebens machen musste, war jedoch von Anfang an nichts zu spüren. Im Gegenteil: Sie ist so offen und liebenswürdig mir gegenüber – und das, obwohl sie mich doch nicht sehen kann. Das ist bemerkenswert. Selbst mit ihrer Erblindung scheint sie gut klarzukommen. Ich staune jedes Mal, wenn sie mir die Tür öffnet und ohne Hilfe vorsichtig, an der Wand abtastend, in ihr Zimmer zu ihrem Sessel gelangt. Eigentlich bestand meine Hilfe für sie bisher immer nur daraus, Telefonnummern vorzulesen, damit sie diese dann anschließend in ihr Telefon eintippen kann. Es ist jedes Mal wieder unglaublich mit anzusehen, wie sie auf ihrem Sessel sitzt, das Telefon auf ihrem Schoß, den Hörer in der linken und mit ihrer rechten Hand vorsichtig über die Tasten gleitet, um die richtige Nummer zu wählen, die ich ihr laut vorlese. Am Anfang habe ich hin und wieder ein paar kleine Fehler gemacht, sodass sie dann einmal aus Versehen beim Pizza-Service gelandet ist. Aldona nimmt das aber mit Humor. Sie ist eine so liebe Frau und abgesehen davon, dass sie blind ist, mit über 90 noch relativ fit. Manchmal trinken wir auch einen Tee gemeinsam und unterhalten uns einfach über dies und das.

Aufgrund ihrer Vergangenheit hat sie vor einiger Zeit ein Schreiben aus Deutschland bekommen, dass auf Deutsch auszufüllen war, damit sie Entschädigungszahlungen erhalten kann. Diese Aufgabe habe ich ihr selbstverständlich abgenommen. Dazu waren allerdings auch ihre Angaben, wo sie genau war, was sie dort gemacht hat und so weiter nötig. Diese habe ich dann ins Deutsche übersetzt und aufgeschrieben. Ein Teil des Schreibens fiel ihr sehr schwer - als es um Dokumente ihrer Eltern ging, die ich ihr vorlesen musste. Ich habe nicht alles verstanden, was da geschrieben stand, weil es sich dabei um Begriffe aus der Juristensprache handelte, deren ich im Russischen nicht mächtig bin. Ich konnte allerdings verstehen, dass ihre Eltern in den stalinistischen Säuberungen verhaftet wurden. Für das, was anschließend geschah, nämlich ihre Hinrichtung, muss man dann auch keine Juristen-

sprache mehr beherrschen. Aldona fing an, sich die Augen zu reiben, ihre Worte wurden schwerer und ich habe richtig gespürt, wie nahe ihr das geht. Trotzdem sagte sie nach jedem Dokument tapfer »dalsche« (weiter) und lauschte angespannt meinen stotternden Worten. Schließlich schlug ich ihr vor, an einem anderen Tag weiterzumachen und sie willigte ein.

Oft unterhalten wir uns über spannende Dinge aus dem Weltgeschehen oder aus unserem persönlichen Leben. Zugegeben handelt es sich eigentlich hauptsächlich um die Erfahrungen von Aldona, da sie aufgrund ihrer Lebensgeschichte eben die interessantere Person ist. Eines Tages hockte ich wie gewohnt auf meinem Platz an der Wand neben dem Holzschreibtisch, auf dem die Telefonbücher liegen, den Blick auf Aldona gerichtet, die gemütlich mit heruntergeklappten Augenlidern in ihrem Sessel vor dem Telefon saß. Plötzlich sagte sie zu mir mit ihrer friedfertigen hohen Stimme, dass ich ein bestimmtes Buch aus dem Schrank an der gegenüberliegenden Wand herausnehmen solle. Aldona kennt ihre Wohnung in- und auswendig, es sei denn, sie hat einen schlechten Tag. Ich tat, wie sie sagte, musterte das Buch und erkannte sie zusammen mit einer mir fremden Frau auf einem Bild auf der Rückseite. »Das sind ja Sie«, stellte ich fest. »Ja, das ist das Buch über meine Lebensgeschichte und die der anderen Frau auf dem Bild. Ich habe es mit ihr zusammen geschrieben«, erklärte sie. »Schlag es auf!«

Ich schlug das Buch auf und mein Blick fiel auf ein paar handschriftlich geschriebene Zeilen auf der ersten Seite. Aldona erhob wieder die Stimme: »Steht dort etwas drin? Eine Widmung?« – »Ja«, bestätigte ich. »Dann nimm dieses kleine weiße Fläschchen vom Schreibtisch und streiche die weiße Flüssigkeit darüber.« Abermals tat ich, wie sie sagte, und gab ihr zu verstehen, als ich fertig war. Sie fuhr fort: »Jetzt nimm einen Stift – am besten einen Kugelschreiber – und schreib unter die Zeilen, die du gerade weggemacht hast: Für den lieben Freiwilligen Max, von der Autorin.« Auch das tat ich, obwohl es schon eigenartig ist, sich selbst etwas zu schreiben.

»Fertig«, gab ich zu verstehen. »Dann leg mir das aufgeschlagene Buch bitte jetzt auf den Schoß und den Kugelschreiber in meine rechte Hand.« Ich stand auf und trat an den Sessel heran, legte ihr das Buch behutsam auf die Knie, griff anschließend vorsichtig nach ihrem rechtem Arm, an dessen Ende sie ihre Hand langsam öffnete und berührte mit dem Kugelschreiber ihre Finger. Sie spürte und umschloss ihn und begann nach dem Buch zu tasten. Danach sagte sie: »Jetzt nimm meinen linken Zeigefinger und leg ihn genau an die Stelle, an der ich unterschreiben soll.« Ich suchte eine freie Stelle unter den von mir selbst geschriebenen aber von ihr erdachten an mich adressierten Worten und legte ihren linken Zeigefinger genau darunter. Sofort setzte sie

ihre rechte Hand mit dem Kugelschreiber in Bewegung, bis sie an der Stelle angelangt war und schrieb mit geschlossenen Augen drauflos.

»So,und nun nimm das Buch an dich. Es ist für dich«, sagte sie und schloss mit einem Lächeln.

Maximilian Hausmann war 2012-13 Freiwilliger in Moskau. Er arbeitete bei der Menschenrechtsorganisation Memorial, bei Sostradanje in der offenen Altenarbeit mit GULAG-Überlebenden und NS-Opfern sowie in einer Flüchtlingsschule.

Der Freiwilligendienst von Maximilian Hausmann wurde von der Stiftung Erinnerung, Verantwortung und Zukunft gefördert.

So viel mehr als Kälte und Wodka

Ich wusste sehr wenig bis nichts über Russland, bevor ich dorthin gereist bin, und hatte auch kein konkretes Bild von diesem Land, das ich bis heute nicht verstehe, das mich aber immer weiter fasziniert. Ich habe viele Dinge gesehen und erlebt, die in mir nicht gerade den Wunsch wecken, den Rest meines Lebens dort zu verbringen, aber vor allem bin ich Menschen begegnet, die mich über die Maßen beeindruckt haben und die mir nie ein schlechtes Gefühl meiner Herkunft wegen gegeben haben. Jeder, der hörte, dass ich aus Deutschland kam, hat meinem Land viel Bewunderung entgegen gebracht und ich wurde nicht ein einziges Mal als Nazi beschimpft, was mir in anderen

Julia Friedrich mit Roma Suleiman beim gemeinsamen Vorschulunterricht in der Roma-Schule, 2013

europäischen und westlichen Ländern schon passiert ist. Nach der Parade am Tag des Sieges, der in Russland am 9. Mai gefeiert wird, meinte eine amerikanische Freundin zu mir: »It's a miracle that they don't hate you.« Immer mehr wurde mir klar: ja, es ist ein Wunder angesichts des Leides, dass unser Land, mein Land, damals nach Russland gebracht hat. Ich wurde mit unglaublich viel Wärme empfangen, was mich besonders bei den Menschen beeindruckt hat, die selbst von der Blockade oder dem Krieg betroffen waren.

Im Nachhinein empfinde ich meinen Friedensdienst eher als Auftrag, den vielen Deutschen, die so wenig über Russland wissen, etwas von diesem Land zu erzählen, als dass ich mich umgekehrt als Botschafterin eines neuen Deutschlands gefühlt hätte. Russland ist so viel mehr als die Kälte und der Wodka, und wir haben den Russen zu viel zu verdanken, als dass es ausreichen

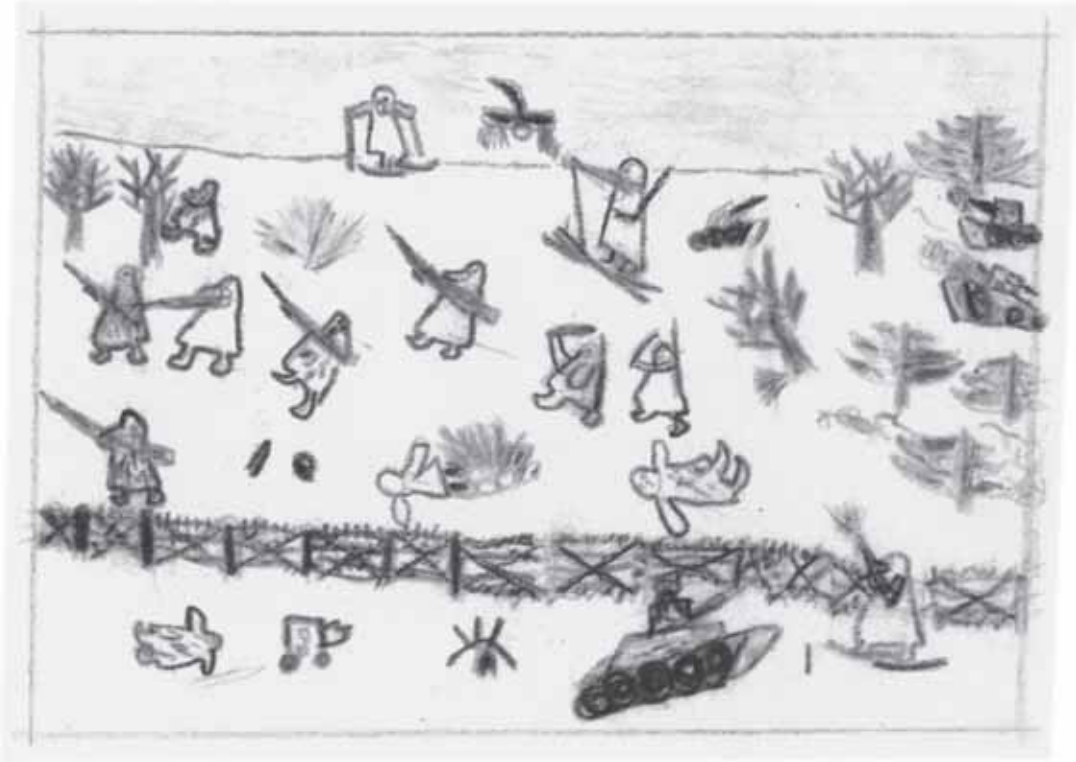
würde in Zusammenhang mit dem Zweiten Weltkrieg fast ausschließlich von den schrecklichen Erfahrungen mit der Besatzungsmacht zu sprechen. Ich habe sehr stark gemerkt, wie der »eiserne Vorhang« auch noch mein Leben und mein Denken 20 Jahre später beeinflusst. Interessant fand ich auch die unterschiedliche Medienberichterstattung, die sich beispielsweise an Diskussionen über die Situation in Syrien bemerkbar gemacht hat. Ich gehe davon aus, dass deutsche Medien freier berichten als russische. Zum ersten Mal wurde mir klar, dass Menschen natürlich anders denken, wenn sie andere Informationen bekommen. Und einhundert Prozent sicher über die Richtigkeit der Presseberichterstattung kann man sich nie sein.

Die NS-Geschichte war in meinem russischen Alltag weniger spürbar als ich vorher gedacht und mir auch gewünscht hatte. Dafür habe ich unglaublich viel über Stalinismus gelernt und über die Geschichte der Blockade. Wenn man in die Vororte Sankt Petersburgs fährt und in den wunderschön restaurierten Schlössern Bilder aus der Nachkriegszeit sieht, in denen kein Stein auf dem anderen steht, wird klar, welche Auswirkungen der Krieg hatte.

Ich hatte mir die offene Altenarbeit ein bisschen vorgestellt als Arbeit mit einem lebenden Geschichtsbuch. Bald wurde mir klar, dass es sich bei den älteren Leuten, die ich besuchte, um individuelle Menschen handelte. Mit ihren unterschiedliche Erlebnissen, Eigenschaften und Gefühlen lässt sich ihre Persönlichkeit nicht auf die Jahre der Repression reduzieren. Es war eine tolle Erfahrung für mich, das Gefühl zu haben, etwas zutiefst Sinnvolles zu tun. Auch wenn der Staub jede Woche von neuem wieder da war und sich mancher Schmutz nicht bekämpfen ließ, wusste ich immer, die oder der andere freut sich, wenn ich komme und ich kann ganz praktisch helfen. Ich finde es immer noch richtig und wichtig, dass ich unter dem Vorzeichen der Versöhnung und der Auseinandersetzung mit der NS-Zeit meinen Dienst absolviert habe. Ich habe aber gleichzeitig noch viel deutlicher als früher gemerkt, dass ich an dieser Geschichte nicht Teil hatte und sie deswegen für mich Geschichte bleibt. Ich habe nichts, das ich wiedergutmachen muss in diesem Zusammenhang, aber ich habe eine Verantwortung vor der Zukunft.

Julia Friedrich war 2012-13 Freiwillige in St. Petersburg. Sie arbeitete in der offenen Altenarbeit und in einer Roma-Schule für die Menschenrechtsorganisation Memorial.

Der Freiwilligendienst von Julia Friedrich wurde von der Stiftung Erinnerung, Verantwortung und Zukunft gefördert.



Schenja, 7 Jahre – Unsere Kundschafter ziehen in den Kampf.

Internationales ASF-Sommerlager in St. Petersburg

Im Gedenken an die Opfer der Belagerung Leningrads plant Aktion Sühnezeichen Friedensdienste ein internationales Sommerlager in St. Petersburg. Neben der Beschäftigung mit der komplexen Geschichte der Stadt und ihrer Umgebung lernen die Teilnehmenden soziale und historisch-politische Initiativen im modernen St. Petersburg kennen. Geplant sind Gespräche mit Zeitzeug_innen und Exkursionen (u. a. Ladoga-See, Weg des Lebens, Blockade-Museum, Puschkin, Pawlowsk). Die praktischen Renovierungsarbeiten kommen einem Verein zugute, der ein Tageszentrum für Kinder mit Behinderungen unterhält.

Mehr Informationen zum zweiwöchigen Projekt, das voraussichtlich vom 13.-27.07.2014 stattfinden wird, gibt es auf der Sommerlager-Website (www.asf-ev.de/sommerlager) und telefonisch unter (030) 28 395 – 220 bei Christine Bischatka.

Eingeladen sind alle Interessent_innen mit Englischkenntnissen ab 18 Jahren.

Studienreise nach Russland und Belarus

Unsere Studienreisen nach Russland und Weißrussland sind eine erlebnisreiche Mischung aus Einblicken in die aktuellen gesellschaftlichen Verhältnisse und Begegnungen mit Schriftsteller_innen, Politiker_innen, Bürgerrechtler_innen, Studierenden und unseren Freiwilligen. Dazu gehören Kontakte zu den jüdischen und christlichen Gemeinden. Auch touristische Höhepunkte in den besuchten Städten und Landschaften kommen nicht zu kurz. Wir erkunden Kirchen, Synagogen, Museen und Gedenkstätten in Begleitung deutschsprachiger Fachleute. Unsere durch 20 Jahre Arbeit geknüpften freundschaftlichen Verbindungen gestatten uns einen Einblick in das Leben und das Engagement für eine gerechtere Gesellschaft vor Ort.

Nächste Termine:

Russland: 05.-12.04.2014, 1.060 Euro, Anmeldung bis 20.12.2013
Belarus: 03.-15.06.2014, 980 Euro, Anmeldung bis 14.02.2014

Mehr Informationen unter www.asf-ev.de/studienreisen sowie bei Werner Falk, Telefon (030) 28 395 – 214 (Dienstag) oder falk[at]asf-ev.de.

15 Euro
(Soli-Preis 18 Euro)

Jetzt bestellen und verschenken!

Unsere ASF-Kollektion schöner und aussagekräftiger Fair Trade T-Shirts und Beutel ist hergestellt aus 100 Prozent Biobaumwolle. Mit dem Kauf unserer Produkte unterstützen Sie die Arbeit von ASF.

Unser T-Shirt mit dem Slogan »Geh denken« sieht nicht nur gut aus, sondern transportiert auch unsere Botschaft in die Welt. Es gibt sowohl die leicht taillierte weibliche, als auch die gerade geschnittene männliche Version.

Der Jutebeutel mit dem Slogan »Geh denken« vermittelt nicht nur eine gute Botschaft, sondern entspricht auch dem locker-lässigen Style. Das Design passt nicht nur hervorragend zu entspannten Nachmittagen im Park, sondern ebenso gut zu Arbeit oder Universität.

Bestellungen

im Infobüro (030) 283 95 – 184 /
infobuero[at]asf-ev.de

oder per Bestellformular unter
www.asf-ev.de/webshop

3,50 Euro
(Soli-Preis 5 Euro)

Kollektenbitte

für die Aktion Sühnezeichen Friedensdienste

Zum Jahresbeginn 1996 erklärte Bundespräsident Roman Herzog den 27. Januar zum *Tag des Gedenkens an die Opfer des Nationalsozialismus*. Jahr um Jahr erinnert Aktion Sühnezeichen Friedensdienste mit einer Predigthilfe an die geschichtlich-politische Dimension dieses Tages. Herzog sagte damals vor dem Deutschen Bundestag:

»Am 27. Januar 1945 wurde das Konzentrationslager Auschwitz durch russische Soldaten befreit. Auschwitz steht für millionenfachen Mord, vor allem an Juden, aber auch an anderen Volksgruppen… Wir wollen Lehren ziehen, die auch künftigen Generationen Orientierung sind. Das Erinnern darf nicht aufhören!«

Aktion Sühnezeichen Friedensdienste hat in vielfältiger Form Lehren für die Zukunft gezogen. Über 200 langfristige Freiwillige tun gegenwärtig ihren Dienst in 13 Ländern Europas, in Israel und in den USA. Ihr Ziel seit dem Beginn der Arbeit vor über 50 Jahren ist es, jenen Menschen gerecht zu werden, die von unserem Volk anhaltend Unrecht erfahren haben: Holocaustüberlebende, Flüchtlinge, Obdachlose, Menschen mit Behinderungen, in Altenheimen und Jugendcamps, in sozialen und politischen Projekten – diese Praxis in spannungsreichen Bezügen vermag sie für ihr weiteres Leben zu prägen.

Wir bitten um Ihre Unterstützung für diese Arbeit der alltäglichen Solidarität und barmherzigen Gerechtigkeit. Wir wissen, Kollektenbitten sind noch immer Gegenstand der *Ab*kündigungen – biblisch gesehen sind sie Gegenstand der *Ver*kündigung! Sie sind Bausteine der Versöhnung, denn: Wenn Geschwister Geschenke machen, dann machen Geschenke Geschwister! Denn: Kirche – das heißt Geschwister haben und eine Hoffnung für diese Welt!

Ihre Dagmar Pruin und Jutta Weduwen
Geschäftsführerinnen von Aktion Sühnezeichen Friedensdienste

Aktion Sühnezeichen
Friedensdienste

Aktion Sühnezeichen Friedensdienste e.V.
Auguststraße 80 / 10117 Berlin

Spendenkonto: Bank für Sozialwirtschaft Berlin /
Nr. 311 37-00 / BLZ 100 205 00

Informationen zu unserer Arbeit finden Sie auf: www.asf-ev.de

Autor_innen, Bild- und Fotonachweise

Autor_innen

Beate Barwich, Theologin, gehört seit der Gründung zum Freundeskreis von Aktion Sühnezeichen Friedensdienste. Sie ist in der christlich-jüdischen Zusammenarbeit vielfach engagiert.

Prof. em. Micha Brumlik, 2000 – 2013 Professor am Institut für Allgemeine Erziehungswissenschaft der Johann Wolfgang-Goethe-Universität Frankfurt am Main mit dem Schwerpunkt »Theorie der Erziehung und Bildung«. Heute Senior advisor am Zentrum für Jüdische Studien Berlin/Brandenburg a. d. Havel

Dr. Helmut Domke, Physiker, Staatssekretär a. D., Vorstandsvorsitzender der Stiftung West-Östliche Begegnungen, Berlin; Kontakt: Helmut.Domke[at]web.de

Prälat Dr. Martin Dutzmann, Bevollmächtigter des Rates der EKD bei der Bundesrepublik Deutschland und der Europäischen Union (EU); evangelischer Militärbischof; bis 2013 Landessuperintendent der Lippeschen Landeskirche

Dr. Peter Fischer, studierte Maschinenbau und Volkswirtschaft; ab Frühjahr 1989 Sekretär des Verbandes der Jüdischen Gemeinden in der DDR, anschließend leitender Mitarbeiter im Zentralrat der Juden; engagiert in den Obliegenheiten von Gedenkstätten; Kontakt: pefi.berlin[at]yahoo.de

Dr. Dagmar Pruin, Theologin, Promotion im Alten Testament, konzipierte 2007 an der Stiftung Neue Synagoge/Centrum Judaicum das deutsch-amerikanisch-jüdische Begegnungsprogramm Germany Close Up – Nahaufnahme Deutschland; seit dem 1. September 2013 gemeinsam mit Jutta Weduwen ASF-Geschäftsführung; Kontakt: pruin[at]asf-ev.de

Helmut Ruppel, Pfarrer und Studienleiter i. R., Presse- und Rundfunktätigkeit, näheres: www.helmut-ruppel.de, seit 2007 Redaktion der »ASF-Predigthilfe«, Kontakt: h.m.ruppel[at]gmx.de

Dr. Irina Scherbakowa, Germanistin, Historikerin, Publizistin und Übersetzerin, Mitglied im ASF-Kuratorium. Sie lehrt am Zentrum für Erzählte Geschichte und visuelle Anthropologie der Moskauer Afanassjew-Universität.

Ingrid Schmidt, M. A., Gymnasiallehrerin i. R. und Dozentin in Kirchlicher Erwachsenenbildung, seit 2007 Redaktion der »ASF-Predigthilfe«, Kontakt: ille.schmidt[at]arcor.de

AG Theologie / Aktion Sühnezeichen Friedensdienste – Freiwillige und Studierende der Theologie: Mirjam Appel, Übersetzerin; Johannes Gockeler, Judaist und Übersetzer; Marie Hecke stud. theol., Thomas Heldt, ASF-Referent; Christian Keller: Pfr.i.R.; Dr. Matthias Loerbroks, Pfarrer; Aline Seel stud. theol; Dr. Christian Staffa, Studienleiter Evangelische Akademie zu Berlin GmbH.

Jutta Weduwen, Soziologin, gemeinsam mit Dagmar Pruin Geschäftsführung von Aktion Sühnezeichen Friedensdienste e.V., Referentin für den Projektbereich Interkulturalität, Kontakt: weduwen[at]asf-ev.de

Dr. Lorenz Wilkens, Pfarrer und Studienleiter i. R., Arbeitsschwerpunkte: Theologie, Kunstgeschichte und Religionsphilosophie; Lehraufträge an der FU Berlin und der Universität Potsdam

Juri Woronow, Jahrgang 1929, überlebt die Blockade in Leningrad, erhielt 1943 die Medaille »Für die Verteidigung von Leningrad«

Bild- und Fotonachweise

Titelbild, Seite 7, 18, 24, 31, 51, 525, 53, 59, 71: aus: Рисуют дети блокады – Kinderzeichnungen aus der Blockade; Hg. von E. I. Golubjewa und A. A. Krestinskij; Verlag Aurora, Leningrad 1969 (Ausgabe in russischer Sprache)

Seite 63, 69, 72, 73, 74, Umschlagrückseite: ASF-Archiv

Aktion Sühnezeichen Friedensdienste

Herausgeber: Aktion Sühnezeichen Friedensdienste e.V. | Auguststraße 80 | 10117 Berlin
Telefon (030) 283 95 – 184 | Fax (030) 283 95 – 135 | asf[at]asf-ev.de | www.asf-ev.de
Spendenkonto: Bank für Sozialwirtschaft Berlin, Nr. 3 113 700, BLZ 100 205 00
Redaktion: Dr. Dagmar Pruin, Helmut Ruppel, Friederike Schmidt, Ingrid Schmidt, Christian Staffa, Jutta Weduwen
Gestaltung: Anna-Maria Roch | Druck: Westkreuz Druckerei Ahrens KG, Berlin
Auflage: 3.000 Stück | Ausgabe: Dezember 2014
Titelbild: Borja Dawydow – Das ist im Winter der Bombadierung. Es liegen Leichen auf den Straßen. Jemand bringt sie mit dem Schlitten in einen Schuppen, wo sie gestappelt werden.

Beleg / Quittung für den/die Auftraggeberin

Konto-Nr. Kontoinhaberin

Empfänger

Aktion Sühnezeichen Friedensdienste e.V.
Auguststraße 80 / 10117 Berlin

Bank für Sozialwirtschaft Berlin /
BLZ 100 205 00 / Konto 311 37 00

Wir sind wegen Förderung gemeinnütziger Zwecke nach dem letzten uns zugegangenen Freistellungsbescheid des Finanzamtes für Körperschaften I von Berlin, StNr. 27/659/51675 vom 4. Juli 2011 für die Jahre 2008 bis 2010 gemäß § 5 Abs. 1 Nr. 9 KStG von der Körperschaftssteuer befreit. Es wird bestätigt, dass der Betrag nur für satzungsgemäße Zwecke verwendet wird.

Spendenbetrag: Euro, Cent

Zuwendungsbestätigung

Bis 200 EUR gilt dieser Beleg mit Ihrem Kontoauszug als Zuwendungsbestätigung. Bei Beträgen über 200 EUR schickt Ihnen ASF am Beginn des Folgejahres automatisch eine Zuwendungsbestätigung zu.

Name Auftraggeberin / Quittungsstempel

Überweisungsauftrag/Zahlschein

(Name und Sitz des beauftragten Kreditinstituts)

(Bankleitzahl)

Benutzen Sie bitte diesen Vordruck für die Überweisung des Betrages von Ihrem Konto oder zur Bareinzahlung. Den Vordruck bitte nicht beschädigen, knicken, bestempeln oder beschmutzen.

SPENDE

Empfänger (max. 27 Stellen): ASF e.V.

Konto-Nr. des Empfängers: 3113700

Bankleitzahl: 10020500

bei (Kreditinstitut): Bank für Sozialwirtschaft

Aktion Sühnezeichen Friedensdienste

EUR

Betrag: Euro, Cent

Spenden-/Mitgliedsnummer oder Name des Spenders: (max. 27 Stellen): PH 27. Januar 2014

ggf. Stichwort

PLZ und Straße des Spenders: max. 27 Stellen)

Kontoinhaber/Einzahler: Name, Ort (max. 27 Stellen)

Konto-Nr. des Kontoinhabers

19

Bitte geben Sie für die Spendenbestätigung Ihre Spenden-/Mitgliedsnummer oder Ihren Namen und Ihre Anschrift an.

Datum

Unterschrift

Aktion Sühnezeichen Friedensdienste

Ihre Hilfe kommt an! Bitte unterstützen Sie uns.

Wir verwenden Ihre Spenden und Kollekten für ...

... einen aktiven Beitrag zu einer Gesellschaft, die aus dem bewussten Umgang mit der NS-Gewaltgeschichte wächst.

... Begegnungen über Grenzen hinweg.

... den Ausbau von internationalen Freiwilligendiensten als Möglichkeit interkultureller Bildung und Verständigung.

... den langen Weg zu einem gerechten und umfassenden Frieden, der über die Veränderung der einzelnen Menschen und der Gesellschaft führt.

... den Einsatz gegen heutige Formen von Antisemitismus, Rassismus und Ausgrenzung von Minderheiten.

Aktion Sühnezeichen Friedensdienste e.V. | Auguststraße 80 | 10117 Berlin
Telefon (030) 283 95 – 184 | Fax – 135 | asf[at]asf-ev.de | www.asf-ev.de
Spendenkonto: 3 113 700, BLZ 100 205 00, Bank für Sozialwirtschaft Berlin
NEU! SEPA-Daten: IBAN DE68 1002 0500 0003 1137 00 | BIC BFSWDE33BER